Dt.L.714,1

30,1176
1

/ M 20

v. Schadon Theodora I.r.

Rosmäsler, 1822.

Theodora.

Theodora,

die

Leipziger Jungemagd;

ein

historisch-romantisches Originalgemälde hellenischen Hochsinnes und türkischer Barbarei, aus der ersten Epoche der gegenwärtigen Insurrection auf Morea.

Von

Adolph von Schaden.

Erster Band.

Mit Theodora's Bildniß.

Leipzig, 1822.
Bei Christian Ernst Kollmann.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorwort.

Da ich mich nie mit fremden Federn zu schmücken trachte, so muß ich bemerken, daß ich die interessanten ganz neuen Nachrichten, welche in diesem Buche über das merkwürdige Ländchen der Mainoten auf Morea mitgetheilt werden, einem sehr zuverlässigen jungen reisenden Gelehrten, nämlich dem Herrn Dr. Tamassis aus Argos, verdanke, dessen Bekanntschaft ich erst im Laufe des verwichenen Sommers in einem deutschen Badeorte machte.

Noch weniger glaube ich vorenthalten zu dürfen, daß die im ersten Bande der Geschichte vorkommende

und hier zum erstenmale abgedruckte Dichtung: „Der Ritterschlag,“ meinem sehr werthen Freunde, dem als Dichter und Schriftsteller rühmlich bekannten Freiherrn G. A. von Maltitz angehört. Eben derselbe Freund hat mir, nebst dem angenehmen Geschenke seines gediegenen Gedichtes, im Namen seiner wirklichen und Namensvettern ausdrücklich erlaubt, einen Maltitz in den Reihen der Hellenen streiten lassen zu dürfen, sonst würde ich mich einer solchen, mehr als poetischen Freiheit nicht schuldig gemacht haben.

Spandau in der sächsischen Schweiz,
im Spätjahre 1821.

Der Verfasser.

Theodora,

die Leipziger Jungemagd.

Von

Adolph von Schaden.

I.

Τιμῆέν τε γάρ ἐστι καὶ ἀγλωὸν ἀνδρὶ
μάχεσθαι
γῆς πρὶ καὶ παιδιῶν κȣριδίης τ' ἀλόχȣ
δυσμενέσι.

Kallinos von Ephesos.

(— Preiswürdig ja ist's, und verherrlicht den
Mann, zu verfechten
Sein heimathliches Land, Kinder und junges
Gemahl gegen den Feind. —)

Die griechische Halbinsel, Morea oder der Peloponnes genannt, muß jedem unterrichteten Leser näher bekannt sein, denn das hehre Corinth, aller Städte Königin, bildete einst ihren Schlüssel, und sie trägt die Ruinen des höchsten, des unerreichten Vorbildes aller Freistaaten, — Spartas nämlich.

Im Süden auf Morea, zwischen den Meerbusen von Messene und Gythium, erheben sich die romantischen Hochgebirge, die heutigen Tages das Ländchen der Mainoten heißen und welche wir am treffendsten durch die Bemerkung: „Griechische Schweiz" zu bezeichnen glauben. — Sie ziehen sich vom Taygetus im Nord gegen Süden hernieder und reichen bis zum Cap Matapan. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren selbst dem kultivirtesten Ausländer höchst seltsame und chimärenhafte Begriffe von dem Ländchen Maina und seinen Bewohnern eigen; man nannte die Mainoten ein durchaus rohes, ungemein wildes, gegen die ganze übrige Menschheit feindlich gesinntes Völkchen, welches grausamen Seeräubereien allein seine Subsistenz danke und allenfalls mit dem Kannibalen auf gleicher Bildungsstufe sich befinde.

Berühmte reisende Gelehrte wagten es daher, wenn sie den Peloponnes besuchten, nimmermehr, in das mystische Gebirgsland im Süd zu dringen und begnügten sich damit, die von den Mainoten bestehenden fabelhaften und schauerlichen Nachrichten zu bekräftigen, indem es den übrigen besser unterrichteten Moraiten vielleicht Spaß machte, die belachenswerthen Vorurtheile des Ausländers zu nähren oder zu verstärken.

Die Britten, und unter ihnen der sinnige Morritt, huben endlich an, sich das Herz zu fassen, in das Innere von Maina zu dringen, und diesen Männern hat man die ersten Berichtigungen der irrigen Meinungen zu verdanken, welche sich bisher in Betreff der Mainoten erhalten hatten.

Diese Berichtigungen sind zwar theilweise in die deutsche Literatur übergegangen, allein wie es bei solchen Uebertragungen

häufig zu geschehen pflegt, stellte sich der Fall auch hier dar — die mechanischen Uebersetzer überließen sich der Halbheit, und unverständig das Original verarbeitend, vermochten sie es großentheils nicht, klar und unverstümmelt ihren Urstoff wieder zu geben.

Diese Wahrheit drang sich mir wenigstens beim Studium der meisten vorhandenen neuen, in deutscher Sprache geschriebenen Werke über den Peloponnes auf, und einen neuen eigenthümlichen Weg einschlagend, werde ich nun dem Leser eine solche treue und ächte, skizzirte Beschreibung von dem merkwürdigen Ländchen der Mainoten liefern, wie sie — kühn wagt man die Behauptung — in unserer Literatur schwerlich schon vorhanden sein dürfte.

Ich glaube, daß meine gedrängte Beschreibung von Maina nicht ohne Interesse bleiben dürfte, bitte aber zugleich um desto dringender den geneigten Leser, dersel-

ben ausgezeichnete Aufmerksamkeit zu schenken, da sie gerade eine Hauptaxe bildet, um welche die folgende ganze Geschichte sich drehen wird.

Man beliebt allgemein, gewisse Gegenden in Tyrol, der Schweiz, Spanien, dem schottischen Hochlande u. s. w. natürliche Festungen zu nennen, allein dieser Vergleich kann unmöglich auf irgend ein Land passender angewendet werden, als auf unser Maina.

Stellen Sie sich, geneigte Leser, eine Kette hoher, ungemein steiler Felsen und Berge vor, welche in einem länglichten Cyclus sich vereinigend, von drei Seiten, nämlich im Ost, West und Süd vom Meere umgeben, zu Lande nur einen einzigen Eingang und zwar im Nord gewähren, diese Pforten aber durch einen ungeheuern Bergriesen, den Taygetus, verrammelt — und Sie werden ein oberflächliches Bild von Maina haben.

Doch dieses Bild würde keinesweges nur im entferntesten Sinne dem Originale gleichen, wollte man sich unter jener ungeheuern geschlossenen Felsenburg, rauhe Steinwände, kahle Kuppen und schauerliche, finstere Schluchten denken. Nein — das Gebirgsland der Mainoten entzückt auf gleiche Weise durch die üppigsten Reize der Natur, so wie es durch seine dräuende Gestaltung imponirt *).

Eine tropische Vegetation in den Thälern und die überraschenden, stets abwech=

---

*) Mehrere gelehrte Reisende haben die Behauptung aufgestellt: „daß Griechenlands Gebirge in ihren Gestalten nichts besonders Malerisches und Großes darstellten." Dieses mag auf jene noch höhern kahlen Kalkstein=Massen im Norden und in der Mitte Griechenlands passen; allein auf das Ländchen, welches hinter dem Taygetus liegt, angewendet, erscheint die Behauptung als gänzlich falsch und ungereimt.

selnden Prospekte von den Höhen erinnern an jene glücklichen Idyllenländchen, wie sie nur der kühnste Hochflug einer heißen Phantasie zu erschaffen vermag.

Lachende, frische, grüne Matten, Maulbeerpflanzungen, Orangen= und Zitronenwäldchen und dunkle Olivenhaine wechseln in Mainas anmuthigen Thälern mit einander ab, um durch den lieblichsten Kontrast und eine allmählige Verschmelzung der Tinten das freudetrunkene Auge zu bestechen. Malerisch stürzen die Wogen rauschender Waldbäche von unermeßlichen Höhen in Felsentiefen darnieder, und sanfte, stille Bächlein schlängeln sich, silbernen Bändern gleich, durch blumichte Auen; grünes Laubholz bedeckt die untern und mittlern Regionen der Gebirge, und schlanke, schwarze Föhren zieren ihre gegen die Wolken strebenden majestätischen Häupter; buntgefiederte, große und kleine Vöglein, flüchtiges

Wild und zahlreiche weidende Ziegenheerden beleben diesen hehren Schauplatz der Natur.

Der kühne macedonische Held, so wie der erlauchte geniale Waghals, welcher in unsern Zeiten mit seinen Heeren über den Bernhard zog — sie beide würden vergeblich und zähneknirschend ihre Kräfte erschöpft haben — ins Hochland der Mainoten einzudringen.

Auf dem einzigen zugänglichen Punkte zu Lande steht der erwähnte gigante Taygetus dem angreifenden Theile als eine natürliche und beinahe unersteigliche Schutzwehr des Feindes im Wege; nur wenige höchst steile und beschwerliche Fußsteige führen auf des Riesen Rücken, und diese Steige sind von der Art, daß sie im Nothfalle hundert entschlossene Krieger gegen das bedeutendste Heer mit ganz unbezweifelt gutem Erfolge zu vertheidigen vermöchten. Dagegen sind die Küsten so steil, die Brandung

so heftig, daß es beinahe noch schwerer erscheint, jenen griechischen Hochländern zur See, denn zu Lande feindlich zu nahen.

Doch es wird Zeit, daß wir von den menschlichen Bewohnern dieser merkwürdigen Gebirge zu reden beginnen.

Die heutigen Mainoten rühmen sich von den alten Spartanern abzustammen, und in der That hört man auf, diese Behauptung für Prahlerei zu halten, wenn man die Söhne des kernhaften Geschlechtes erblickt, ja man würde nicht zweifeln, wenn sie ihre Abkunft geradesweges vom Paradiese herleiten wollten, denn — Gesundheit, Schönheit, starke, herrliche Muskulatur, Kraft, Feuer, Gewandtheit, alles ist ihnen eigen, was in der gelungensten Verbindung, der Schöpfung wahren Herrn, den vollkommenen Mann bildet.

Ein merkwürdiger aber wahrer Umstand bleibt, daß die Mainoten sich noch gerade

so kleiden, als die Väter im grauen Alterthume; wie die klassischen Schriftsteller uns das Aeußere der Helden vor Troja schildern, also geschmückt tritt uns heutigen Tages noch der Hochländer auf Morea entgegen.

Des Mainoten Haltung und Anstand sind königlich, im Gebrauch seiner Waffen gelangt er bereits in der frühesten Jugend zum Meisterthume und selbst die zarte Jungfrau wetteifert in dieser Geschicklichkeit mit dem Jüngling.

Die höchste Mäßigkeit ist den Mainoten zur andern Natur geworden und kein gebildeter und überbildeter deutscher Leser vermag sich von der Leichtigkeit einen Begriff zu machen, mit welcher diese Söhne der Natur und des Krieges selbst die höchsten physischen Anstrengungen ertragen.

Freiheit heißt des Mainoten Element; den unversöhnlichsten, den wildesten Haß

gegen die Türken, die Unterdrücker Griechenlands, schlürft er mit der Muttermilch ein; sein Muth grenzt an Tollkühnheit, doch dabei scheint feine List ihm angeboren.

Kaum 70,000 Seelen nennt Mainas Volk die seinigen, 18,000 von diesen sind nur zum eigentlichen schweren Waffendienste, im ganzen Sinne des Wortes, brauchbar, und dennoch konnte es bisher den stolzen Osmanen nimmermehr gelingen, die griechische Schweiz zu unterjochen; hart an den Grenzen des Landes der Sklaverei hat dieses kleine Volk zu allen Zeiten seine Freiheit zu bewahren gewußt.

Schreckliche Schicksale, unnennbares Leiden haben den Peloponnes überhaupt in einer Reihe von Jahrhunderten bis in neuern Zeiten noch heimgesucht und wenige Länder der Welt empfanden so heftig, so anhaltend den Zorn der Götter.

Einst war dieses Morea der Sitz der Kunst und des Wohlstandes, mehr denn hundert glückliche Städte blühten in seinem Schooße; allein reißenden Thieren gleich naheten der Halbinsel in der Folge der Zeit, Römer, Scythen, Gothen, Hunnen, Venetianer, Normannen, Sicilianer und endlich die schlimmsten von Allen, die Osmannen, und umwandelten in eine Wüste das schönste der Länder.

Zwei Millionen Einwohner zählte sonst der Peloponnes; sie waren, als die Türken es unterjocht hatten, zusammen geschmolzen bis auf 200,000, und mehr als noch einmal so viel leben selbst in diesem Augenblicke schwerlich auf Morea.

Noch im vorigen Jahrhunderte hauste der Würgengel in mannigfaltiger Gestalt gräulich auf der halben Insel; im Jahre 1756

brach die Pest aus, und raffte während fünf Jahren die Hälfte der Einwohner dahin, und als auf den unzähligen Grabeshügeln der gefallenen Opfer Gras zu keimen begann, nahete wieder neues Unglück.

Die Russen bekriegten die Pforte und die hochsinnigen Hellenen, der türkischen Tyrannei müde, glaubten, die günstige Gelegenheit, das schwer drückende Sklavenjoch abzuschütteln, sei gekommen, die Russen setzten zu ihrer Unterstützung (1770) ungefähr 1200 Mann an's Land und der allgemeine Aufstand brach aus; — allein es war im Buche des Schicksals anders bestimmt, noch sollte der Freiheit goldene Stunde nicht schlagen; die Arnauten überströmten die Halbinsel, verjagten das kleine Häuflein der Russen und hauseten wie Unthiere unter den Eingeborenen, tausende fielen unter den Klingen der Wütheriche, die Häuser der unglücklichen Moraiten wur-

den niedergebrannt, ihre Felder verheert, Weiber und Mägdlein geschändet.

Volle neun Jahre dauerte das Unwesen, bis endlich die Pforte, desselben müde, ihren Capudan-Pascha, Gazi Hassan, sendete, der mit einer bedeutenden Macht auf Morea landete, die Arnauten zerstreute und die Ruhe für's erste wieder herstellte.

Wir kehren von diesem nöthig gewesenen kleinen Seitensprunge zu unserm Bergvölklein, zu den Mainoten, zurück. Geringen Impuls hatte alles Mißgeschick, welches Morea mannigfaltig in verschiedenen Zeiten traf, auf sie zu üben vermocht; keinem der übermüthigen Usurpatoren konnte es gelingen, in ihre Felsenburg zu dringen; der giftige Hauch der Pest versuchte vergebens den riesigen Taygetus zu überfliegen und seine ekeln, tödtlichen Beulen zu den Söhnen der reinen, luftigen Höhen zu tragen.

Indeß hatten die Mainoten — fern von aller Selbstsucht, treu dem Gesammt-Interesse der Griechen und voll Wuth gegen die Tyrannen — an dem allgemeinen Aufstande Moreas gerade den thätigsten Antheil genommen; Hassan wußte dieses und er schwur, beim Barte des Propheten, Rache zu nehmen an den Christenhunden im Hochgebirge.

Mit einer Macht von 20,000 Mann griff er Maina zu Land und zur See zugleich an, allein er konnte nirgends Vortheile erringen und mußte allerwärts schimpflich sich zurückziehen.

Ganz eigen ist aber auch die Art, in der die Mainoten den Krieg in ihren Bergen führen.

Sehen sie sich von einer überlegenen Macht angegriffen und gelingt es den tollkühnen Feinden in der That, an Mainas Küsten zu landen, so befolgen die

Einwohner stets dasselbe System, welches man 1812 die Russen annehmen sah. Die Mainoten zerstören nämlich im gegebenen Falle zur Stelle die eigenen Dörfer und Pflanzungen am Fuße der Gebirge und ziehen sich in die steilen Höhen des Taygetus zurück, die sich vom Ufer an erheben, wo andere Dörfer und sichere Thäler ihnen einen einstweiligen Zufluchtsort gegen den Feind gewähren. Die klugen Flüchtlinge in diese ihre Schlupfwinkel verfolgen, heißt nichts anders, als dem gewissen Untergange sich weihen. Schweres Geschütz hier fortzubringen, ist eine Sache der Unmöglichkeit, und die Engpässe alle werden durch feste und hohe Thürme beschützt, welche in diesem Hochlande noch immer dieselben Dienste leisten, wie einst anderwärts ähnliche Burgen vor der Erfindung des Schiesspulvers es thaten. An Defensionskriegen nimmt Mainas schönes Geschlecht thä-

tigen Antheil, und gewöhnlich sind es die Weiber, welche von den Zinnen der festen Thürme Tod und Verderben in die Reihen des Feindes schleudern, während die männlichen Krieger den günstigen Augenblick wahrnehmen, ihn im Rücken und der Flanke anzugreifen und zu zernichten.

Blieb das Kostüm der Mainoten rein antik, so sind dagegen ihre Waffen der Zeit angemessen; sie führen vortreffliche Feuergewehre und als Büchsenschützen vermöchten sie selbst den Tyrolern die anerkannte meisterhafte Ueberlegenheit streitig zu machen.

Die Mainoten sind Christen und ihrer Religion, frommen Eifers voll, zugethan; ihre Tempel zeigen sich kostbar geschmückt, doch sind die Hochländer keinesweges von Aberglauben frei; in ihrem Lande üben sie die höchste Gastfreundschaft gegen Fremdlinge aus, nur möge es ja kein Osmanli wagen, sie zu besuchen, er würde seinem ge-

wissen Tode entgegen gehen, denn unversöhnlich bleibt der Hochländer Nationalhaß. Zuweilen spielen die Mainoten im eigentlichsten Sinne mit den Türken — Komödie. Ein englischer Schriftsteller bezeichnet das Verhältniß, von welchem hier die Rede ist, sehr treffend mit folgenden Worten:

„Wegen der großen Bevölkerung müssen die Mainoten mehrere nothwendige Bedürfnisse einführen; daher treiben sie zuweilen mit den Türken Handel und tauschen ihr Oel, ihre Seide und andere Waaren gegen Getreide, Mais und verschiedene Lebensmittel aus. Um diese zu erhalten, nehmen sie theils zum Schleichhandel, theils zu einer regelmäßigen Bezahlung des Karatsch (Kopfgeldes) und zur völligen Anerkennung der Oberherrschaft der Pforte ihre Zuflucht. Dieses Joch werfen sie jedoch sogleich wieder ab, sobald ein günstiges Jahr oder irgend eine außerordentliche und

unerwartete Hülfsquelle ihre Unterwerfung unnöthig macht, allerdings eine Tücke, welche die Türken im höchsten Grade erbittert und zu vielen neuen Kämpfen Anlaß giebt, in welchen die Osmanen stets den Kürzern ziehen."

Indeß ist der Vorwurf, den man den Mainoten hinsichtlich der Seeräuberei macht, in einem hohen Grade gegründet; mit ihren Ruderbooten beunruhigen sie jeden Winkel der Cycladen und die ganze Küste des Peloponnes, jedes Schiff — türkische besonders — welches zu schwach ihnen zu widerstehen, nehmen sie weg und sie finden in diesem Gewerbe durchaus nichts Entehrendes.

Ueberraschen muß es den Leser allerdings, wenn man berichtet, daß Geschmack an Wissenschaft und Kunst theilweise den Vornehmern dieses etwas rüden Bergvölk-

chens beiwohnt, und doch ist solcher Bericht nur lautere Wahrheit, denn die Produkte der neuern romaischen (Neugriechischen) Literatur sind einem großen Theile der Mainoten keinesweges fremd geblieben, und mehrere Auserwählte sind sogar in die erhabene Sprache der Altvordern eingeweiht und lesen voll Entzücken den Homer, den Herodot und Xenophon.

Ungeduldig höre ich meine reizenden Leserinnen nach Mainas schönem Geschlechte fragen, dessen bisher nur beiläufig erwähnt wurde. — Ja man will sie nun zeichnen diese Mainotinnen, allein mischet Ihr Grazien die Farben und reichet die Schale, auf daß es mir gelingen möge, würdig die anmuthigen Huldgestalten zu schildern, welche auf jenen Höhen wallen.

Große dunkle Augen und kastanienbraunes Haar zeichnen Griechenlands Weiber

sonst in allen Provinzen aus, und die Mainotinnen allein — machen eine Ausnahme von der Regel. Das schmachtende Auge des hochländischen Mädchens theilt mit dem Veilchen gleiche Farbe und in üppiger goldener Pracht wallen die in zierliche Flechten gewundenen Haupthaare bis auf die gerundeten Hüften hinab; ein eigener, höchst anmuthiger Ausdruck schwebt über ihren Physiognomien, und der schlanke Wuchs, ihre stolze und ungezwungene Haltung, das herrliche Fleisch, die wollüstige, wellenähnliche Form der Glieder — alles vereinigt sich, das liebreizendste weibliche Wesen darzustellen, welches die glühendste Phantasie sich auszumalen vermag.

Ungemein geschmackvoll, wenn schon etwas phantastisch, kleidet sich die Hochländerin auf Morea, und ihr Kostüm hat entfernte Aehnlichkeit mit jenem der deutschen Schweizerin. Die milchweiße Schwanen-

brust und der runde Nacken sind nur nothdürftig bedeckt; eine Art knapp anliegendes Korsettchen umschließt die schwellenden, elastischen Hüften und das feine einzige Röckchen verbirgt nicht neidisch die vollen Waden und das allerliebst geformte Füßchen, damit es beim Besteigen der Höhen nicht beschwerlich falle.

Alle Reisende, welche den Peloponnes und jene Hochländer je besucht haben, sind bezaubert und entzückt von der Schönheit der Mainotinnen, und diese Amazonen führen die Waffen, unbeschadet der weiblichen Zartheit.

Die Weiber und Mädchen auf Maina sind keineswegs, wie im Morgenlande sonst allerwärts üblich, eingesperrt; im Gegentheile erfreuen sie sich der höchsten Freiheit, allein sie mißbrauchen dieselbe vielleicht in keinem andern Lande der Welt

weniger, als gerade hier. Die Mainotin bleibt stets des Gatten treue und aufrichtige Geleiterin auf dem rauhen Lebenspfade, sie besitzt die Achtung und das Vertrauen des Mannes im höchsten Grade, nimmt Antheil an der Erziehung der Kinder und leitet die Angelegenheiten der häuslichen Wirthschaft.

Ehebruch ist unter diesen Kindern der Natur ein ungemein verabscheutes, ein beinahe unerhörtes Verbrechen, kommt es aber dennoch vor, so werden Sünder und Sünderin zur Stelle und ohne Nachsicht stets mit dem Tode bestraft.

Wenn der Mainote sterbend keinen Sohn hinterläßt, so erbt die Tochter das ganze Vermögen, ja nicht selten sogar Amt und Würde des Vaters.

Die Mainotin lebt ganz und gar der Häuslichkeit und ihrer Wirthschaft, ergreift,

wenn das Vaterland in Gefahr ist, die Waffen, allein große Bildung des Geistes ist ihr nur selten eigen, indeß ersetzt die Tochter der Gebirge dieselbe durch angeborenen Witz und höchst muntere Launen, und so erscheinen uns die Weiber im Hochlande auf Morea wie in allen Welten als liebreizende Zauberinnen, die da flechten und weben himmlische Blumen in's irdische Leben.

II.

Μέγα τι θηρεύειν ἀρετὰν,
γυναιξὶ μὲν κατὰ κύπριν
κρυπτάν, ἐν ἀνδράσι δ᾽αὖ
κόσμος ἔνδον ὁ μυριοπληθὸς
μείζω πόλιν αὔξει.

Euripides.

(Nach Fr. v. Schiller:)

„Groß ist's, der Tugend nachzustreben.
Das Weib dient ihr im stillen Leben,
Und in der Liebe sanftem Schooß.
Doch in des Mannes Thaten malen
Sich prangend ihre tausend Strahlen,
Da macht' sie Städt' und — Länder groß."

Man weiß recht wohl, daß der einfache Anfang dieser Geschichte einer zahlreichen Klasse von Lesern, welche gewohnt ist, den Schauplatz ihrer Neugierde stets mit Sturm, Donner, Blitz, Kanonendonner, oder harmonischem Glockengeläute eröffnet zu sehen,

wenig behagen wird, allein nichts desstoweniger greift die Kenntniß des Landes der Mainoten zu bedeutend in unsern ursprünglichen Plan ein, als daß wir vermocht hätten, den Leser mit vorstehender Skizze zu verschonen; es bleibt uns im Gegentheil noch die Würdigung eines bis jetzt unberührten Gegenstandes, nämlich der Staatsverwaltung jener Hochländer, übrig, über welche wir nun in Kürze zu schreiben gedenken.

Weichen unsere Nachrichten vielleicht zuweilen von jenen des bekannten Pouqueville und anderer berühmten Gelehrten bedeutend ab, so möge deshalb der Leser sie dennoch keinesweges für unrichtig oder gänzlich erfunden halten.

Maina ist in größere oder kleinere Distrikte eingetheilt, über deren jeden ein Häuptling, Capitano genannt, das Regiment führt, der mit seiner Familie in

der Regel einen runden, festen Thurm bewohnt.

Der Bezirk, den der Capitano beherrscht, wird von seinen Vasallen bewohnt und bewirthschaftet, und jeder dieser Vasallen opfert den zehnten Theil seiner Aernte zur Unterhaltung der Familie des Häuptlings auf.

Aus der Reihe jener Capitanos wählen die Mainoten einen Fürsten des Landes, welcher Bey genannt wird.

Zur Zeit eines allgemeinen Krieges ist der Fürst der oberste Feldherr und die übrigen Capitanos dienen als Hauptleute unter ihm. Im Frieden dagegen ist die Macht des Beys sowohl, als auch der Capitanos ungemein beschränkt und beruht größtentheils bloß auf dem freiwilligen Gehorsam der Nation, bei welcher Gelegenheit man sich unwillkührlich an die Kosaken am Don und Ural erinnert.

Häufig gerathen die verschiedenen Capitanos unter einander in Streit, und dann befehden sie sich, wie einst die deutschen Ritter des Mittelalters, von ihren Vasallen unterstützt. Wird auch in diesen Kämpfen freilich unnützerweise Bürgerblut vergossen, so tragen sie dennoch dazu bei, den kriegerischen Geist der Mainoten in seinem eigenthümlichen Feuer zu erhalten, und so wie ein auswärtiger Feind dem Hochlande dräuend nahet, so enden auf der Stelle alle Privatfehden im Innern, und dieselben Häuptlinge, welche sich noch vor wenigen Tagen voll Wuth nach dem Leben strebten, kämpfen nun, plötzlich versöhnt, in befreundetem Vereine gegen den Gesammtfeind.

Man hat in der Geschichte des Landes nur ungemein wenige Beispiele, daß ein Bey versucht hätte, sich unziemende Gewalt anzumaßen, dagegen werden diese Fürsten vom Volke in der Regel in einem hohen

Grade geliebt und eine rührende Anhänglichkeit an die Familie des Herrschers offenbart sich bei allen Gelegenheiten.

In der Regel folgt der älteste Sohn des Fürsten dem Vater in der Regierung, und ist ein solcher nicht vorhanden, so hebt die Nation die Witwe oder eine Tochter des Verstorbenen auf den Thron und fühlt sich oft am glücklichstem unter solchem Weiberregiment.

Einer der weisesten und berühmtesten Fürsten, den die Mainoten einem Gotte gleich verehrten, war Z a n e t a ch i K u t u p h a r i, der in der zweiten Hälfte des vorigen und noch im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts regierte.

Völker, welche seit Jahrhunderten schon unter dem Sklavenjoche der Barbarei seufzten, mußten nothwendigerweise einigermaßen aus der Art schlagen, und wäre diese ihre

ursprüngliche Art selbst die allervortrefflichste gewesen. Dieses Gemälde strebt nach Wahrheit und aus dieser Ursache kann man keinesweges verschweigen, daß die Griechen im Allgemeinen gar viel von dem Werthe und der Seelengröße verloren haben, durch welche ihre Urväter sich unsterblich gemacht haben. Nichts destoweniger wäre es unbillig und unwahr, wenn man behaupten wollte, das tief gebeugte Volk sei so tief gesunken, daß der angestammte Geistes- und Herzensadel der Altvordern in ihnen gar nicht mehr zu erkennen wäre.

Heller, natürlich guter Verstand, eine glühende Einbildungskraft, das Vermögen, ungemein schnell aufzufassen, Genialität und ein höchst lebhaftes, leicht erregbares Gefühl heißen noch die Lichtseiten der heutigen Griechen; allein eben diese Griechen sind neben ihrer hohen Freiheitsliebe und Thätigkeit — dennoch sklavisch kriechend, aber-

gläubisch, eitel, prahlerisch, geschwätzig, lügenhaft und häufig treulos.

Alle genannte Lichtseiten sind den Mainoten in einem hohen Grade eigen, die Schattenseiten aber theilen sie mit ihren Brüdern nicht ganz, und jener Fürst Kutuphari besaß alle Vorzüge seiner Nation, indeß ihre Fehler ihm fremd geblieben waren; er würde die Zierde eines jeden Thrones gewesen sein, und seine Weisheit hob Maina auf einen Gipfel des Wohlstandes und der Kultur, den es früher nie erreicht hatte. Mit der tiefsten Indignation sah auch er hernieder auf Gräciens Sklaverei, und als Rußland 1770 mit der Pforte den Krieg begann, war es Zanetachi allein, der im Namen des Gesammtvolkes mit der zweiten Catharina unterhandelte, und die Kaiserin bewog, den vorhabenden allgemeinen Aufstand

der Griechen in Morea durch ein Hülfscorps zu unterstützen.

Am 18. Februar desselben Jahres ging der Graf Orlow im Hafen Chimova vor Anker; allein daß der Erfolg jener Unternehmung den Erwartungen nicht entsprach, konnte wahrlich Niemanden weniger, als dem kühnen, hochherzigen Fürsten der Mainoten zur Last gelegt werden.

Noch tiefer ward Griechenland gebeugt, und Kutuphari allein vermochte es, die Unabhängigkeit seines Hochländchens stets zu bewahren, und endlich den Hauptsturm des Capudan Pascha, Gazi Hassan, mit eben so viel Muth als Glück abzuschlagen. Allein theuer erkaufte der Fürst diesen Sieg; sein einziger Sohn, ein ungemein hoffnungsvoller Jüngling von achtzehn Jahren fiel im Kampfe für die Frei-

heit des Vaterlandes mit dem Degen in der Faust.

Viele Jahre später gebar, wie einst Sara dem Abraham, die schon ziemlich betagte Fürstin Kutuphari dem Gatten noch ein Kindlein. Es war eine Tochter, deren Geburt der Mutter das Leben raubte. Trauer und Freude zugleich erfüllte das Volk im Gebirge; Trauer über den Tod der geliebten Landesmutter, und Jubel wegen des Erscheinens eines Sprößlings aus dem Kutupharischen Stamme, welches späte Erscheinen die abergläubischen Mainoten ein offenbares Wunder des Himmels nannten. Kaum vier Jahre überlebte Zanetachi selbst dieses Ereigniß, dann ging auch dieser edle Fürst nach einer drei und vierzigjährigen Regierung hinüber in's Reich der Schatten.

Lange vermochte das Volk nicht, sich von seiner Bestürzung zu erholen, dann

aber rief es im Gefühl seiner Dankbarkeit und voll Enthusiasmus für das Blut der Kutuphari's die vierjährige Prinzessin als Fürstin Mainas aus.

Die drei ältesten Capitanos sollten während der Minderjährigkeit der Fürstin regieren, allein während man gerade beschäftigt war, dieserhalb das Nöthige zu verfügen, fand man eines Morgens das fürstliche Kind auf die grausamste Weise in seinem Bettlein ermordet.

Des Volkes Wuth war grenzenlos, allein gegen wen sollten die Ausbrüche dieser Wuth sich wenden? — Aller angewendeten Mühe ungeachtet blieb der ruchlose Mörder unentdeckt, nicht einmal ein leiser Argwohn gegen die eine oder andere Umgebung des gemordeten Kindes erwachte; man hielt jeden Mainoten für unfähig dieser That und glaubte, es habe die Pforte

fremde Meuchelmörder gedungen, welche indeß nicht die geringste Spur bei ihrem Entweichen hinterlassen hatten.

Mit dem unglücklichen Kinde war der letzte Zweig vom Stamme der Kutuphari's verdorret, aus der Zahl der Capitanos sollte der neue Bey erwählt werden, allein die Herren waren alle nach dem erledigten Throne lüstern, ein Jeder fand Anhang durch seine Vasallen — mit Zanetachis letztem Odemzuge schien die Ordnung aus dem Hochlande entflohen, Anarchie erhob ihr Medusenhaupt, einen blutigen allgemeinen Bürgerkrieg sah man auf Maina entstehen.

Vergebens hatte die Pforte von jeher gestrebt, die Mainoten zu unterwerfen, das Kabinet zu Constantinopel glaubte, fein genug, es sei der Augenblick gekommen, in welchem der List vielleicht gelingen könnte, was nie die Gewalt erreicht.

Man warf die Augen auf einen vornehmen und reichen Griechen des Fanars *), auf dessen Treue man mit Sicherheit bauen zu können glaubte, und dieser ehrgeizige Mann, Mivika war sein Name, wurde durch einen Firman des türkischen Hofes zum Bey von Maina ernannt.

---

*) Fanar wird die Gegend in Constantinopel genannt, welche von den vornehmen und reichen Griechen bewohnt wird. Diese Menschen theilen keineswegs den Geist ihrer übrigen Landsleute; sie sind so tief gesunken, daß sie sich in dem Zustande der Sklaverei gefallen und aus Furcht, ihre Schätze und Bequemlichkeiten zu verlieren, vor jedem Aufstande der Griechen zittern. Die Pforte kennt die Gesinnung dieser Leute recht gut, und wurden in der neuesten Zeit Einwohner des Fanars geplündert und mißhandelt, so waren dieses lediglich Ausschweifungen des rohen Pöbels, den die schwache Regierung zu Constantinopel nicht genugsam im Zaume zu halten versteht.

Zu anderer Zeit hätte ein also creirter Bey schwerlich mit heiler Haut Marathonisi, Mainas Hauptstadt, erreicht, denn nie hatten sich die Hochländer dem Scepter eines andern Fürsten, der kein geborener Mainote war, unterworfen; und pflegte schon die Pforte, um wenigstens einen Schatten von Gewalt zu behaupten, gewöhnlich den vom Volke des Gebirges auf Morea erwählten Bey durch einen eigenen Firman zu bestätigen, so wurde eine solche Anmaßung des türkischen Hofes auf Maina herzlich verlacht und weidlich verspottet, allein wo erst Zwiespalt im Lande waltet, ändert sich die gewöhnliche Ordnung der Dinge leider stets nur gar zu schnell.

Mivika schonte seine Piaster nicht, und durch ihre Hülfe gelang es ihm, den Hefen des Volkes und allerlei verworfenes Gesindel aus der ganzen Halbinsel Morea an sich zu ziehen, ja selbst viele verkleidete

Osmanen wurden über den Taygetus nach Maina eingeschwärzt; der neue Bey errichtete ein Heer, und hoffte sich zu behaupten, indem zu seiner Unterstützung und Mainas Unterjochung eine kleine türkische Flotte unter Segel gegangen war, die im ägäischen Meere bereits schiffte, und deren Erscheinen im Archipelagus man mit jedem Tage entgegen sah.

Dringend war die Gefahr, das Verderben dräuende Schwert hing an einem dünnen Haare über Maina, und seine seit Jahrhunderten behauptete Freiheit schien schnell ihrem Grabe zueilen zu wollen: da erhob — der Fall kommt in den Annalen der Geschichte so manchen Landes vor — plötzlich ein energischer, kühner und genialer Mann aus der Mitte des Volkes, er hieß Basilius Sarvathy, sein Haupt, dem verblendeten Volke die Augen zu öffnen und das Vaterland zu retten.

Sarvathy war nichts weiter, als der arme Vasall eines kleinen Capitano, allein hatte der Zufall ihm Reichthümer versagt, so war er dagegen von der Natur desto freigebiger bedacht worden. Einer der schönsten Männer im Gebirge stellte er sich dar; riesenhaft erschien der Bau der Gestalt; Gang, Haltung und die kleinste Bewegung waren stets edel; das große schwarze Auge sprühte Flammen, und auf dem ungemein ausdrucksvollen Gesichte ruhte sinniger Ernst. Ungewöhnliche Geistesbildung, eine seltene Kraft des Willens, hochstrebender Sinn, kalter Muth und ausgezeichnete Kenntniß des Krieges wohnten unserm Basilius bei; er hatte sich in den Kämpfen für's Vaterland bei verschiedenen Gelegenheiten ungemein ausgezeichnet, auch war Sarvathy, da ihn ein kleiner Handel, den er trieb, stets zu Reisen in den vaterländischen Gebirgen nöthigte, von Mainas Volk all-

gemein gekannt und geachtet, gerade so wie in späterer Zeit der ehrliche Andreas Hofer in Deutschlands Alpen.

Ein solcher Mann, wie Basilius, durfte es schon wagen, Hohes zu unternehmen, doch es scheint großen Geistern eigen, daß sie in der dringendsten Noth, wenn alle Hoffnungen bereits anheben zu schwinden, sich erst der natürlichen Rechte bedienen, welche glänzende Ueberlegenheit des Verstandes mit siegender Kühnheit vereint, beinahe stets über den großen Haufen der Schwächern gewähren.

Zähneknirschend, aber schweigend hatte Sarvathy einige Zeit dem leidigen Unwesen zugesehen, welches nun von Tag zu Tag mehr Ueberhand nahm, und aus welchem dem Vaterlande nur die traurigsten Folgen erwachsen konnten.

Endlich wehete die Flagge mit dem halben Monde schon im Archipelagus, und

mit immer größerer übermüthiger Frechheit waltete Mivika, der neue Bey, ein Grieche zwar von Geburt, doch im Grunde nur ein Werkzeug der türkischen Tyrannei, im Lande: da fühlte sich Basilius, wie von einem höhern Geiste mächtiglich getrieben, er eilte umher unter des Hochlandes Volk und suchte Männer auf, die er als echte und verständige Patrioten kannte, und zu diesen sprach er nun begeistert:

„Der entscheidende Augenblick ist gekommen, Ihr seht, an welchen schrecklichen Abgrund uns innerer Zwiespalt, und die kleinliche Eifersüchtelei der Capitanos untereinander geleitet haben; nun ist die Frage: Wollt Ihr die Freiheit der Väter behaupten, oder wollt auch Ihr Euch gutwillig dem schimpflichen Sklavenjoche beugen, unter dem, außer uns, Gräciens Söhne alle seufzen? — soll er jetzt wirklich erlöschen der letzte Funke hellenischer Hoheit, auf daß

auch die letzte Hoffnung schwinde, diesen Funken anzublasen, daß er als Oriflamme leuchte bei Griechenlands einstiger Wiedergeburt?"

Dieses wirkte; Freiheitssinn und Nationalstolz der Mainoten erwachten und brannten schnell genug lichterloh. Wie durch einen Zauberschlag kam eine Verschwörung zu Stande, man beschloß, sämmtlichen Capitanos, welche sich durch ihr Benehmen des Gebietens unwürdig gemacht hatten, Gehorsam zu versagen und sich in dieser argen Noth selber zu helfen. Aus des Volkes Mitte sollte ein Anführer gewählt werden, und dann wollte man mit den Waffen in der Hand das höchste Gut behaupten oder fechtend — sterben.

In Kutschuk Maina, einem der größten und reichsten Dörfer im moreaischen Hochlande, versammelten sich die Häupter der Verschwörung, einmüthig wurde Basi-

lius Sarvathy zum Feldherrn ernannt; mächtig das Volk anzuregen verstand der heldenmüthige Mann, die Capitanos sahen sich plötzlich verlassen, alle streitbare Mainoten eilten nach Kutschuk, sich unter Sarvathy's Bannern zu sammeln, und der Pseudo-Bey Mivika wurde die Gefahr, welche ihm drohte, nicht eher inne, als bis das Heer der Patrioten vor den Mauern seiner Residenzstadt Marathonisi stand.

Bevor man Jenseits sich noch vom ersten Schreck hatte erholen können, gab Sarvathy bereits das Zeichen zum Sturme, die Schlachthörner ertönten, der Tapferkeit der Patrioten war nicht zu widerstehen, sie füllten mit ihren Leichen die Graben, erstiegen die Mauern, und Mivika nebst seinem ganzen Anhange wurde ermordet.

Die Osmanen schäumten Wuth, als sie von dem Vorfalle unterrichtet wurden;

tollkühn landeten die Mannschaften, welche sich auf der Flotte befanden, an Mainas Küsten, und zu gleicher Zeit wagte die türkische sehr zahlreiche Garnison Tripolitzas *) zu Lande, von Misistra **) aus, einen Angriff auf das Hochland; allein der vorsichtige Sarvathy war darauf gefaßt, und hatte seine Anstalten mit kluger Umsicht getroffen; der glühende Muth der Landsleute und ihr unbedingtes Zutrauen in seine Person unterstützten ihn,

*) Tripolitza ist die Hauptstadt von ganz Morea und die Residenz des türkischen Gouverneurs der Halbinsel, eines Pascha von drei Roßschweifen.

**) Misistra ist eine Stadt, welche jenseit des Landes Maina, gleichsam an der Pforte desselben am Fuße des Taygetus liegt. Hier gebietet ein türkischer Bey, den die Mainoten, statt ihm zu gehorchen, so oft es ihnen beliebt, fortjagen. Eine halbe Stunde von Misistra findet man die Ruinen des alten Sparta.

die türkischen Seetruppen sowohl, als auch die Landsoldaten erlitten komplete Niederlagen und mußten Maina mit blutigen Köpfen verlassen.

Das Vaterland war frei und sein hochherziger, muthiger Retter sah sich von seinen dankbaren Landsleuten beinahe vergöttert; die ehemaligen Capitanos wurden abgesetzt und an ihre Stellen Männer gewählt, die im letzten großen Kampfe sich vorzugsweise ausgezeichnet hatten und die der Feldherr vorschlug; dieser Feldherr aber selbst, der edle Basilius Sarvathy nämlich, wurde auf ganz Maina vom Volke als Fürst ausgerufen und hielt hierauf seinen feierlichen Einzug in Marathonisi.

III.

Μὴ κατόκνει μακρὰν ὁδὸν πορεύεσθαι πρὸς τοὺς διδάσκειν τι χρήσιμον ἐπαγγελλομένους, αἰσχρὸν γὰρ τοὺς μὲν ἐμπόρους τηλικαῦτα πελάγη διαπερᾶν ἕνεκα τοῦ πλείω ποιῆσαι τὴν ὑπάρχουσαν οὐσίαν, τοὺς δὲ νεωτέρους μηδὲ τὰς κατὰ γῆν πορείας ὑπομένειν ἐπὶ τῷ βελτίω καταστῆσαι τὴν ἑαυτῶν διάνοιαν.

Socrates.

(Nach eigener freier Uebersetzung.)

Scheue nicht die Länge des Weges, wenn er nützliche Ausbeute verspricht; warum sollte, seiner Ausbildung halber, der Jüngling nicht in ferne Lande reisen, da doch, schnöden Gewinn zu suchen, der Kaufmann alle Meere der Welt durchschneidet? —

Mainas neuer Fürst, der kriegerische Basilius, betrat auf eine, seiner selbst würdige Weise die Fußstapfen des großen Vorgängers Kutuphari.

Sehr bald waren die Spuren der Drangsale verwischt, welche der kurze Zustand unseliger Anarchie in dem kleinen, aber kraftvollen Staate hinterlassen hatte.

Es war im ersten Decennio des neunzehnten Jahrhunderts, als Sarvathy den Thron bestieg.

Der Fürst hatte erst vor kurzer Zeit die geliebte Gattin verloren, allein ihm lebten drei hoffnungsvolle Kinder, zwei Söhne und ein Töchterlein.

Der älteste Prinz, Tertullian, hatte um diese Zeit ungefähr das achte, der zweite geborene, Nikodemus, das sechste, das Prinzeßlein Tochter, Sophia, aber kaum das vierte Lebensjahr erreicht.

Ein weiser Fürst hat für zu viele Kinder Sorge zu tragen, als daß er sich ausschließlich mit der Erziehung seiner

leiblichen befassen könnte, und aus dieser Ursache vertraute Basilius die erste Ausbildung der Söhne einem viel erfahrenen und gelehrten Papa *) aus der Insel Chios, dem Nicephorus Taracome an; die kleine Prinzessin aber blieb der Sorgfalt ihrer Amme aus Zante überlassen.

Wenn es auf Chios viele Pädagogen gäbe, welche jenem Papa ähnlich wären, so möchte man beinahe sämmtlichen deutschen Lehranstalten, Kadeteninstituten und dergleichen rathen, sich mit dem schätzbaren Artikel von dorther versehen zu lassen, denn in der That, Nicephorus war ein gar seltener, ein gar vortrefflicher Lehrer.

Hochmeister der todten Wissenschaften hatte er sich auf großen Reisen ungemeine Menschen- und Weltkenntniß erworben.

---

*) Papas heißen die griechischen Priester.

Ein Mann von kaum sechs und vierzig Jahren bewahrte er neben dem Hochfluge einer feurigen Einbildungskraft die sanfte Gelassenheit der Taube, und ein wahrer Zauberer wußte er der Kinder Phantasie aufzuregen, sich ganz in den Gang derselben hineinzudenken, und sie nach Belieben zu leiten. Stets zeigte sich Nicephorus ernst, doch nie riß der Faden seiner nicht zu ermüdenden Geduld; nicht das oft nur zu scharf sehende Auge der Kinder, noch der sichere Blick des erfahrenen Mannes vermochten an dem Papa Schwächen oder Inkonsequenzen aufzufinden, und eine würdige, Ehrfurcht einflößende Gestalt unterstützte sehr glücklich den moralischen und intellectuellen Werth des Prinzen-Hofmeisters.

Es konnte nicht fehlen, solch' zweckmäßiger Unterricht, solch' verständige Leitung mußten auf fähige Zöglinge ungemein günstigen Impuls üben, doch die Früchte

dieses Impulses zeigten dieselbe Verschiedenheit, durch welche überhaupt das ganze Wesen der Brüder in allen Verhältnissen sich charakterisirte.

Als ein recht eigentlicher und ächter Abkömmling der Hellenen stellte Tertullian sich dar. Ein großes feuriges schwarzes Auge, dunkle Locken, Gräciens bildliche Nase, der antike Schritt der Physiognomie und in der Gestaltung des Körpers lauter Formen, welche an Apoll' mahnten, zeichneten den Knaben aus; ein kühner, feuriger, oft wilder Geist, leichter Sinn, und ungemein schnelle Auffassung — dieses waren seine hervorspringenden psychischen Eigenschaften. Dagegen unterschied sich der jüngere Nikodemus sowohl durch sein Aeußeres, als durch Beschaffenheit der geistigen Anlagen auffallend genug von seinem ältern Bruder.

Nikodemus war zart, beinahe schwächlich gebaut, der Wachsthum des Körpers schritt langsam vor, allein nichts destoweniger schwebte über des Knaben ganzer Gestalt ein gewisser anmuthiger und interessanter Typus, der ihm leicht alle Herzen gewann. Das reine hellbraune Auge paßte zu der feinen etwas blassen Physiognomie, die hochblonden zarten langen Haare schlugen sich nur an den Spitzen in große natürliche Locken, allein in Mitte des Hauptes gescheitelt, vollendeten sie den lieblich ansprechenden Johanneskopf.

Entschiedenen Geistes-Hochflug entwickelte Nikodemus gerade nicht, allein zum Grübeln geneigt widmete er sich mit eisernem Fleiße den Studien, und was er einmal, wenn auch langsam begriffen, vergaß er nie.

Tertullian war leidenschaftlich ritterlichen Uebungen ergeben; im Tart=

schenwerfen *) kam ihm kein Knabe seines Alters gleich, ja oft versuchten es rüstige Jünglinge vergebens, auf dem Uebungsplatze ihm an Geschicklichkeit den Rang abzulaufen; seine Kugel erreichte den Aar in der Luft und zwischen den schroffen Felsenspitzen an der Küste schwamm er umher wie eine Wasserente. Griff Tertullian nach dem Schwerte, so kam man in Versuchung zu glauben, er habe Scanderbeghs Arm ererbt, denn seine gewaltigen Streiche zertrümmerten gewöhnlich gleich Anfangs des Gegners Klinge.

Ganz unerfahren blieb auch Nikodemus nicht im Gebrauche der Waffen, denn solche Ignoranz würde im Hochlande

*) Auf Maina findet man bei jedem Dorfe Felder, wo sich die Knaben im Tartschenwerfen üben; selbst Weiber und Mädchen nehmen an diesem kriegerischen Zeitvertreibe Theil.

Schande gebracht haben, indeß waren des jungen Prinzen Fortschritte im Kriegeshandwerk beinahe stets unbedeutend, und zu einer Virtuosität in diesem Fache vermochte er nie zu gelangen; er war froh, wenn er nur bald den Uebungsplatz meiden durfte, um nach Hause zu seinem geliebten Lehrer Taracome und zu den Büchern zurückzukehren.

Sogenanntes Sitzfleisch war hingegen dem raschen Tertullian nicht eigen, allein der weise Nicephorus kannte den mächtigen Hebel, seinen Wildfang auch an den Schreibtisch zu ketten und — Ehrgeiz nannte dieser Hebel sich.

Wenn Nikodemus nach rastlosen Studien in Monden endlich einen bedeutenden Schritt im Reiche des Wissens vorwärts gewonnen hatte, dann durfte der Papa aus Chios mit einem sprechenden Blicke auf Tertullian nur diesen Schritt

bedächtig bezeichnen, um zu bewirken, daß der ehrgeizige Sprudelkopf voll Hitze strebte den Bruder einzuholen, was des Knaben genialem Feuergeiste dann gewöhnlich nach Verlauf einiger Tage schon gelungen war.

Eine wie hohe Scheidewand auch Verschiedenheit des Temperaments, Charakters und der Anlagen zwischen beide Brüder gestellt zu haben schien, so theilten sie doch eine hehre Eigenschaft und zwar — Herzensgüte in ganz gleichem Maaße.

Zärtlich liebten sich die Fürstensöhne und gutmüthiger Art waren selbst die Scherze, die einer über des andern Eigenthümlichkeiten sich zu erlauben pflegte. Tertullian nannte den Bruder nur seinen kleinen, gelehrten Papa, und Nikodemus schalt jenen — einen wilden, tollkühnen Achilleus.

Beinahe fünf volle Jahre hatte Sarvathy bereits regiert, ohne daß während dieser Zeit Mainas Ruhe bedeutend

war gefährdet worden, denn die Osmanen hatten so ziemlich die Lust verloren, sich die Schädel an den steilen Gebirgen einzurennen.

Tertullian, der kaum dreizehnjährige Knabe, ähnelte seinem Aeußern nach einem halb vollendeten Jüngling, die Waffen aber führte er mit der Kraft und Behendigkeit des Mannes; der jüngere Nikodemus wußte ganze Stellen des Homer mit lebhafter Empfindung herzusagen und Herodots und Xenophons Sinn anschaulich darzustellen; in anmuthiger Schöne hub die nun bald neunjährige Schwester, Prinzessin Sophia, an aufzublühen.

So standen die Verhältnisse jener fürstlichen Familie, als Sarvathy einst an einem herrlichen Frühlingsabende im Kreise seiner Familie unter der duftigen, dunkeln Orangenlaube seines Gartens saß. Des

würdigen Basilius Stimmung war heute ungemein ernst, und nach einer langen Pause des Schweigens ließ er sich ungefähr folgendermaßen vernehmen:

„Kinder, Ihr seid zwar alle noch jung — allein dem Himmel vorerst und zunächst unserm braven Taracome habe ich es zu danken, daß ich bereits viel Freude an Euch erlebte, und daß herrliche Hoffnungen in Euch mir von Tag zu Tag mehr erwachsen.

Ihr seid verständiger, als eigentlich von Euren Jahren zu verlangen, und ich nehme daher nicht Anstand, jetzt über ernste, über sehr wichtige Dinge mit Euch zu sprechen.

Ihr kennt die schmähliche Knechtschaft, in der unser großes Stammvolk, die Griechen, sich befinden. Doch es bleibt der Zorn der Götter nicht ewig unversöhnlich, die goldenen Tage der Freiheit werden kommen, ja vielleicht bald nahen sie. Ob

ich selbst die Siege unseres Volkes noch sehen werde, steht dahin, doch Euch, theure Söhne! Euch wird sie tagen die Sonne des Glücks. Wir Mainoten allein sind frei geblieben, ein Umstand, der uns aufruft, in das erste Glied der Reihen zu treten, wenn einst der Kampf mit der Tyrannei beginnt. Dich, mein Nikodemus! scheint die Natur nicht zum Krieger erkohren zu haben, doch anderweitige schätzbare Anlagen wohnen Dir bei, ich bestimme Dich zum Dienst der Kirche.

Gott scheint das Geschlecht der Sarvathy's auserſehen zu haben, eine große Rolle zu spielen bei dem wichtigen Werke, welches einst beginnen soll — aus dem Staube erhob mich die Vorsicht auf den Thron des einzig ganz frei gebliebenen Zweiges des Volkes der Hellenen, und der silbergraue Greis, mein ältester Bruder Timotheus, der vorerst nur ein unbe-

deutender Papa war, er steht nun als Patriarch zu Constantinopel unserer heiligen Kirche vor.

Du, mein Nikodemus! sollst ebenfalls Papa werden; unter der Aegide Deines Onkels wirst Du zu einem bedeutenden Werkzeuge heranreifen, das große Werk zu fördern, denn mächtig ist der Einfluß, welchen der kluge Priester auf das Volk der heutigen Griechen zu üben vermag.

Mit Dir aber, mein Erstgeborener! mein Tertullian! fuhr Mainas Fürst redend fort, mit Dir habe ich mir bedeutende, große Pläne vorgesetzt. Nach den Gesetzen dieses Landes wirst Du mir einst in der Regierung folgen. Du bist kühn, ein hoher Geist ward Dir angeboren, zum Herrschen bleibst Du bestimmt — allein eine der wichtigsten Epochen wird Dich auf Mainas Throne finden.

Vorbereitet wird der Sturm, der das Reich dieser Osmanen, unserer schändlichen Unterdrücker, mächtiglich erschüttern, und wenn Gott will — zerstören soll, doch wann er hereinbrechen wird jener Sturm, läßt sich jetzt noch nicht bestimmen; — der Stoff der gerechtesten aller Empörungen, wenn sie anders diesen Namen verdient, häuft sich mit jedem Tage, doch eine zufällige Einwirkung, vielleicht ein großer Mann des Auslandes *), sie müssen den Impuls geben, das Volk der Hellenen gewaltsam aufzurütteln aus seiner nunmehrigen schimpflichen Lethargie, und ich fürchte, es werden noch Jahre vergehen, bis der Impuls erfolgt.

---

*) Es ist erwiesene Thatsache, daß der Aufstand der Griechen seit vielen Jahren schon vorbereitet wurde; die meisten Hellenen erwarteten ihre Freiheit von Napoleon, andere von Rußland u. s. w.

Deine nächste Pflicht, mein Tertullian! bleibt vorerst, die noch übrige Zeit zu einer ausgezeichneten Ausbildung Deiner glücklichen Anlagen zu verwenden, auf daß Du in den blutigen, und verhängnißvollen Tagen der Zukunft glänzen mögest, nicht nur als ein tapferer, sondern auch als ein weiser, und viel erfahrener Führer der Deinen. Indeß sind es nicht diese vaterländischen Berge, in welchen Du dieses erhabene Ziel erreichen würdest; der ausgezeichnete Fürst und Feldherr muß mehr sein, als ein geübter Tartschenwerfer, als ein wilder Ringer und ausgezeichneter Büchsenschütze. Du sollst reisen; bei fernen, fremden Völkern — in Gallien, Brittanien und Deutschland sollst Du das Glück der Kultur, des Wohlstandes und der Freiheit *) kennen lernen.

*) Man bedenke, daß ein edler Grieche voll feuriger Einbildungskraft hier spricht, der jene Länder nie selbst gesehen hatte.

Dein bisheriger Lehrer, der verständige Nicephorus, wird Dich begleiten; eine englische nach Triest bestimmte Fregatte liegt im Busen von Coron *) vor Anker, und am Bord dieses Schiffes wird in wenigen Tagen die vaterländische Küste Deinen Augen entschwinden.

Deinen Reiseplan habe ich mit unserm würdigen Taracome bereits besprochen, vertraue Dich, wie bisher, der unbedingten Führung des edlen Papa, entsprich meinen gerechten Erwartungen, und dann als viel erfahrener, verständiger Jüngling aus der Fremde zurückgekehrt, sollst Du das eigene Vaterland und seine tiefe Schmach erst im vollen Maaße kennen lernen, Du sollst

*) Coron oder Calamatte (s. messeniaeniacus) ein großer Meerbusen auf der Südseite von Morea.

Epirus, Thessalien — das ganze vestländische Griechenland und die vorzüglichsten Inseln besuchen, Du sollst sehen, wie die Barbaren Deine christlichen Mitbrüder mißhandeln und zum Zeitvertreibe dahin morden; ja selbst nach Constantinopel will ich Dich senden, wo der Türke lachend seinen Fuß auf den Nacken der edelsten Abkömmlinge unserer Nation setzt, und wo diese Abkömmlinge, in der Sklaverei entartet, sich kriechend und demüthig noch glücklich schätzen, den Speichel des rüden Osmanli lecken zu dürfen. Selbst magst Du den empörenden Stolz des Unterdrückers fühlen, Du, der Fürstensohn eines hehren, freien Volksstammes, magst im dunkeln, schmutzigen Sklavengewand Dich im Staube vor dem Throne des Tyrannen winden und, einem Hunde gleich, auf die Seite gestoßen, wirst Du erfüllt voll Wuth und Rache die Deinen in den heiligen Kampf

führen, in den Kampf für Ehre, Freiheit, Religion und Vaterland."

Der Fürst hatte das Ende seiner Rede, unverkennbar leidenschaftlich aufgeregt, gesprochen; nun schwieg er. Tertullian sprang wild von seinem Sitze auf; des Knaben dunkles Auge schien Flammen zu sprühen; er hatte unwillkührlich eine heroisch-bildliche Stellung angenommen, und indem er dräuend die Rechte erhob, rief er aus: „„Ja, mein Vater! ich brenne vor Begierde, zu reisen und fremde Völker zu sehen, allein wie magst Du Deinem Blute, einem Sarvathy, zumuthen vor Türkenhunden zu kriechen — doch prüfen wolltest Du wohl nur Deinen Sohn? Nein wahrlich, nicht bedarf es solcher schmählichen Entwürdigung, meinen Muth, Wuth und Rache zu entflammen; ha — warum ist der Tag des Kampfes nicht schon da? warum bin ich noch nicht Mann? — beim heiligen Na-

men Gottes und der Panagia *) sei es geschworen, ich werde diese Arme dereinst baden im Blute der Tyrannen.""

Gerührt schloß Basilius den hoffnungsvollen Erstgeborenen in seine Arme; auch Nikodemus zeigte sich mit der Bestimmung zufrieden, welche der Vater ihm zugedacht hatte.

Schnell wurden Anstalten zur Reise getroffen, denn das englische Schiff im Busen von Coron, welches Tertullian mit seinem edlen Lehrer nach Triest tragen sollte, wollte beim ersten günstigen Winde die Anker lichten und man hatte daher zu eilen, an Bord zu kommen.

Zu gleicher Zeit sollte auch Nikodemus nach der Insel Chios abreisen, um auf dem dortigen Gymnasium der Griechen

---

*) So pflegen die Griechen die Jungfrau Maria, die Mutter Jesus, zu nennen.

zum künftigen erhabenen Berufe sich allmählig vorzubereiten.

Ungemein wehmüthig und rührend stellte sich der Abschied der drei Geschwister dar, welche sich zärtlich liebten. Das kleine, anmuthige Prinzeßlein Sophie war untröstlich, beide Brüder zu gleicher Zeit zu verlieren und wollte schier in Thränen zerfließen, allein das Schicksal gebot — die jungen Prinzen, von des fürstlichen Vaters Segen begleitet, traten die verschiedenen Wege der Bestimmung an.

IV.

The rose is fairest, when 'tis budding new,
And hope is brightest, when it dawns from fears;
The rose is sweetest, washed with morning dew,
And love is loveliest, when embalmed in tears.

Walter Scott.

(Die Ros' ist lieblicher, die aus der Knospe blickt,
Die Hoffnung, wenn ihr Strahl aus Nacht der Sorgen bricht,
Die Rose blüht verschönt, wenn Frühthau sie erquickt,
Und Lieb' ist reizender, wenn sie aus Thränen spricht.)

Glücklich erreichten Tertullian und der Papa Triest. Nach Deutschland — vorzüglich liebten die Neugriechen dasselbe stets — wollte man vorerst sich wenden. Auf Teutoniens Hochschulen sollte der mit den nöthigen Vorkenntnissen

reichlich ausgestattete junge Hellene einige Jahre studiren, und dann in des Hofmeisters Gesellschaft die vorzüglichsten Länder Europa's bereisen, wenn nicht unvorhergesehene Umstände störend diesem Plane entgegen treten würden.

Man traf zu Göttingen ein, und mit wahrem Feuereifer weihete sich der griechische Musensohn den Wissenschaften, auf dem Fechtsaale aber stellte er sich dennoch auch häufig ein, um in steter Uebung ritterlichen Geschickes zu bleiben; indeß vermieden bald selbst die besten Schläger und wildesten Renommisten mit dem jungen Mainoten anzubinden, denn ihrer drei zugleich vermochten nicht einmal, gegen die riesige Kraft und Behendigkeit des Sohnes der griechischen Hochlande nur das Geringste auszurichten.

Geschichte, Philosophie, dann das kameralistische Fach und Staatenrecht waren die

Studien, denen sich Tertullian, nach seines Führers Willen, vorzugsweise zu widmen hatte. Der geniale Fürstensohn machte bedeutende Fortschritte, doch da man eben so wenig den Studienplan des hoffnungsvollen Griechen, als eine Beschreibung seiner Reisen zu liefern gedenkt, so hält man es für zweckmäßig, schnell über den Raum dreier voller Jahre hinweg zu eilen.

Wir finden nach Verlauf dieser Zeit den jungen Sarvathy — es war im Jahre 1812 — auf der Hochschule zu Leipzig wieder.

Tertullian stellte sich nun in physischer Hinsicht sowohl, als in psychischer als ein ungemein vollendeter und anmuthiger Jüngling dar, und Aller Augen ruheten wohlgefällig auf den bildlichen Formen des schönen jungen Griechen, der dazumal in Leipzig um so größere Theilnahme erregte, da er mit seinem Hofmeister und seiner

Dienerschaft auf einem Fuße lebte, wie es dem Sohne eines regierenden Fürsten ziemte.

Es fing unser Held jetzt an, sich auch dem Studium der lebendigen Sprachen zu weihen, nachdem er die todten sich schon zu eigen gemacht hatte.

Eine besondere Lust entstand in Tertullian, die Sprache der Britten zu erlernen, und ein Magister Krummstifel wurde ihm als der geschickteste Lehrer derselben genannt.

Sarvathy erkundigte sich nach der Wohnung des Herrn Magisters, und man bezeichnete ihm ein altes, baufälliges und ziemlich abgelegenes Haus in einer der ärmlichsten Vorstädte. Fünf schmale und ungemein steile Treppen mußte der Jüngling hinan steigen, bis er endlich zu einem Pförtlein gelangte, auf welchem mit halb Ellenlangen Buchstaben das Wort: Krummstifelius zu lesen war.

Indem Tertullian die Klinke berührte, sprang das Pförtlein auf; der Grieche gelangte in einen finstern Gang, an dessen Ende sich wieder eine Thür befand, welche er, ohne erst zu pochen, öffnete.

Eine sehr ärmliche aber nichts desto weniger reinliche Stube hatte den Helden aufgenommen, in der sich nur ein junges Mädchen befand, welches mit weiblicher Arbeit beschäftigt am Fenster saß.

So wie Tertullian in die Stube getreten, war das Mägdlein erschrocken aufgefahren; es hatte sichtbarlich geweint, allein schnell sich fassend, wischte die Jungfrau die Thränen aus den Augen, erhob sich mit Anstand, und fragte mit einem Stimmchen, welches wie Silberglöckchen tönte, nach des Fremden Begehren.

Gerade wollte Sarvathy sein unförmliches Eintreten entschuldigen, als die ganze Gestalt des Mägdleins ihm in die

Augen fiel, da hub der Jüngling an zu stocken, wie Purpur erglühte plötzlich sein Gesicht, und auch die zarte Wange der Jungfrau färbte höheres Incarnat.

Im ganzen Sinne des Wortes war der Hellene ein unverdorbener Jüngling geblieben; Gefühle gewisser Art hatten sich noch nie in ihm geregt, und das Wort Liebe kannte er kaum dem Namen nach. Nichts destoweniger wußte Tertullian sonst recht gut, sich gegen Damen zu benehmen, denn sein Lehrer, der sinnige Taracome ließ ihn allerwärts gute Gesellschaften besuchen, um feine Sitten dem Zöglinge anzueignen, und der hoffnungsvolle Fürstensohn hatte sich auch in dieser Sphäre als ein gelehriger Schüler gezeigt; mit leichtem, ungezwungenem Anstand war er öfters schon in die glänzendsten Zirkel getreten, in denen der Frauenreigen beinahe seiner Demanten-Last erlag, und

nun verlor der Prinz in einer ärmlichen Dachstube einem Mägdlein gegenüber seine ganze Fassung, dessen zwar sehr reinliches und geschmackvolles Hauskleidchen von eben nicht gar feinem Leinen, nichts weniger als einen vornehmen Stand anzukündigen schien. Der arme Junge wußte gar nicht, wie ihm geschah; elektrischen Schlägen gleich durchzuckte es seine Glieder, hörbar pochte das Herz in der Brust, und ängstlich haftete das sonst so kühne schwarze Auge am Boden.

Die Erscheinung, welche diese seltsame Umwandlung hervorbrachte, war eine Jungfrau von ungefähr sechszehn Jahren, eine zarte, herrlich blühende Blondine, deren Auge, blau und rein wie der Aether, und deren Gesichtlein sich darstellte, als wäre es einem anmuthigen Seraph abgeborgt; der äußerst liebliche und interessante Zug um den kleinen Rosenmund, die sanfte über

das holde Wesen verbreitete Melancholie, und endlich die schwebende, edle Haltung der jungfräulichen Gestalt, deren Formen man mit demselben Rechte zart und üppig nennen konnte, dieses Alles vereinigte sich, dem Mägdlein ein nicht gemeines und gewöhnliches Interesse zu verleihen.

Wie lange das Pärchen, schweigend und verlegen, sich gegenüber gestanden haben mochte, läßt sich hier nicht mit diplomatischer Genauigkeit angeben; die Jungfrau unterbrach die etwas peinliche Lage zuerst dadurch, daß sie, freundlich fragend, lispelte:

„Wahrscheinlich, mein Herr! wünschen Sie den Herrn Magister zu sprechen? — ich bedauere, daß weder er noch seine Gattin sich gerade zu Hause befinden, doch erwarte ich beide mit jedem Augenblicke zurück; ist es Ihnen vielleicht gefällig, ein bischen zu verziehen und Platz zu nehmen? —“

Der junge Grieche verbeugte sich schweigend, die Jungfrau setzte einen Stuhl, nahm mit natürlicher Grazie ihre vorige Stelle am Fenster ein, indem sie wieder nach der verlassenen Arbeit griff, und der Huldgestalt gegenüber saß nun — Tertullian.

Voll anmuthiger Leichtigkeit leitete das reizende Mägdlein ein Alltagsgespräch mit dem Fremdlinge ein, allein unser Musensohn, nun einigermaßen auch wieder gefaßt, fand nichts destoweniger jedes Wort der Jungfrau ungemein sinnig, und tiefes Zartgefühl wie scharfen Geist verbürgend.

Der Jüngling führte das Zwiegespräch mit lebhaftem Interesse fort, und verstohlen ruhte sein glühendes Auge Sekundenlang zuweilen auf der Jungfrau anmuthiger Gestalt. Wie ein rosichter Augenblick des wonnevollsten Traumes entschwand also dem Hellenen eine Stunde, da trat die

Frau Magisterin in die Stube, eine kleine, häßliche, alte und verwachsene Dame, welcher der Keif= und Zankteufel aus den schielenden grünen Augen sah, und deren behaarten schiefen Mund offenbar ein Zug kalten Hohnes umschwebte.

Sogleich verließ die Jungfrau, mit einer sittigen Verbeugung gegen den Fremden, schweigend das Gemach, und Sarvathy eröffnete der eingetretenen Dame, wie er wünsche, des Herrn Magisters Schüler in der englischen Sprache zu werden. Das Gesicht der betagten Dame erheiterte sich, und als sie vollends von Tertullians Stande unterrichtet war, hub sie voll sklavischer Kriecherei an mit einem unerträglichen Wort= und Komplimenten=Schwall den armen jungen Griechen zu bedecken; Sarvathy wurde zu sitzen genöthigt, allein sein nunmehriges vis à vis stand freilich mit jenem von vorhin im offenbarsten Gegensatze.

Nach langer Zeit erst gelang es dem Jüngling, zu Worte zu kommen, und er benutzte die kurze Pause, welche der breite Redefluß der Dame endlich machte, mit eiliger Hast und voll Spannung zu fragen: „Sagen Sie mir, Frau Magisterin! ist das holde Fräulein, welches mich vorhin hier empfing, vielleicht Ihre Tochter?“

Das Weib brach vorerst in ein lautes recht widerliches Gelächter aus, dann erwiederte es: „Ich dachte gar — ein holdes Fräulein, und meine Tochter? — ha, ha, ha! — wie konnte doch so n' vornehmer gnädiger Herr in solchen Irrthum gerathen? ha, ha, ha! n' sauber Fräulein — 's ist Theodore, unsere Jungemagd. Aber n' recht arme Dirne bleibt das Geschöpf, das ist wahr; stellen sich Ew. Gnaden einmal zu Gnaden vor, man weiß gar nicht recht, woher und von wannen das Mädel eigentlich zu uns nach Leipzig kam.

So viel ist gewiß, als n' ganz zartes Kindchen hat, ich glaube n' polnischer oder n' russischer Jude, oder irgend n' anderer Vagabonde das Mädel mit auf die Messe gebracht, der Kerl starb hier plötzlich und hinterließ den hülflosen Wurm, den er zweifelsohne irgendwo gestohlen hatte. Nu' säh'n Sie — was war zu thun, verschmachten konnte man's arme Würmlein nicht lassen, die hohe Obrigkeit wollt' es in irgend einem Waisenhause unterbringen; aber da lebte dazumal, es ist freilich schon viele Jahre her, ein kinderloser Prediger hier in Leipzig, der nahm sich des fremden kleinen Wurmes an und zog ihn groß, na säh'n Sie — es war wohl n' gutes Werk, aber die Erziehung, die der Mann dem Mädel gab, sie taugte, Gott verzeih' mir die Sünde — auch nicht so viel. Anstatt das Ding in der Küche und am Waschfasse zu einer tüchtigen Hausmagd auszubilden, lernte

der gute Mann, er war eben ein bisel über-spannt, der Theodore fremde Sprachen und allerlei unnützen Kram. Wir wohnten da-zumal, säh'n Sie, in einem Hause und ich sagte es oft zu meinem Herzliebsten, dem Herrn Magister Krummstifelius, — gieb Acht, lieber Chrysostemus! aus der klei-nen Theodore wird einmal nicht viel Klu-ges, na und so kam es auch. Voriges Jahr starb der gute Mann, der Prediger, na er hinterließ Nichts, als n' paar alte, verstaubte Bücher, nu säh'n Sie! — und die Theodore saß hülflos da, doch das ging dem jungen, dummen Dinge gar nicht zu Herzen, das weinte nur den ganzen Tag um den Pflegevater, und dachte nicht einen Augenblick an seine eigene hülflose Lage, als sie den Alten lange schon eingescharrt hatten. Na, dachte ich — man hat doch auch ein Herze und Gefühl, und da mir gerade die Jungemagd — die Mädels taugen

hier alle nicht viel — aus dem Dienste gelaufen war, erbarmte ich mich über die Theodore, ging hinüber und bot ihr zu uns zu ziehen an, — na säh'n Sie — stellen sich Ew. Gnaden vor, das Mädel nahm Anstand, das Erbieten anzunehmen, doch ich sag' es immer, Hunger muß dennoch weh thun, denn aus eigener Erfahrung weiß ich, Gott sei Dank! davon kein Liedel zu singen, denn trägt die Magisteri und der Sprachunterricht schon auch nicht viel ein, so weiß ich mich und mein Herzallerliebster, der Herr Magister Krummstifelius, doch nach der Decke zu strecken, er ist aber auch n' ehrbarer und mäßiger Mann, mein Chrysostomus, und gar nicht wie gewisse andere Magisters, auf die das Sprüchlein paßt: Was ich am Tag mit der Leier verdien', geht bei der Nacht wieder in Wind, nein darüber kann ich nicht klagen — doch nu säh'n Sie — ich bin doch ganz von

der Theodore abgekommen; na's Mädel mußte sich wohl bequemen, Jungemagd bei mir zu werden, stand ihr gleich schon die Nase ein bisel hoch, und was wahr ist, das bleibt wahr: treu ist diese Theodore wie Gold, und arbeitsam, und willig, auch fromm und gottesfürchtig, aber — n' großen Nagel hat's Mädel dennoch im Kopfe und munter ist es auch nicht, das brütet, wenn es allein ist, immer dumpf vor sich hin und weint, säh'n Sie — ohne zu wissen warum, denn was geht einer Leipziger Jungemagd ab, das frage ich den gnädigen Herrn? — so n' Ding lebt sorgenfrei, wie die lieben Vöglein in der Luft, 's Essen wird 'n auf n' Tisch gesetzt, so n' Ding hat nicht darnach zu fragen, woher es kömmt, und wenn's Jahr um ist, kriegt 's auch noch zehn bis zwölf blanke Thaler und weiß nicht wofür. Na — unsere Jungemägde dahier wissen sonst auch recht

gut, sich des sorgenlosen Lebens zu freuen, so lange noch das Lämpchen glüht, wie's im Liedel heißt, ja es ist Gott bekannt, die Dinger machens oft nur gar zu toll, doch in diesem Punkte kann ich über die Theodore nicht Klage führen, nein wahrhaftig nicht, die ist eine Träumerin, einen Liebsten hat sie nicht, 's ist n' sittsames Mädel, und wenn sie Sonntags ihre freien Stunden hat, da liest sie allerhand Bücher, oder sie kramt in alten Papieren und Briefen — na säh'n Sie — es hat eine ganz besondere Bewandtniß mit diesen Papieren, stellen sich Euer Gnaden einmal für, die Urkunden hat der fremde Kerl, welcher Theodoren als zartes Kindlein hieher gebracht, auf dem Todtbette schon einer Gerichtsperson übergeben, er sagte aus, die Schriften würden Aufschluß über des Kindleins Verhältnisse geben, der Bursche wollte noch mehr sprechen, da kam aber

plötzlich Freund Hayn, wie mein Herzallerliebster, der Herr Magister Krummstifelius, den fatalen Tod zu nennen beliebt, und legte dem Vagabonden ein ewiges Stillschweigen auf, säh'n Sie — wenn man nur die Papiere lesen könnte, aber, du liebster Himmel! das sind lauter unverständliche Krackelbeene, an denen sich hier außer meinem Herzallerliebsten schon alle vornehmen Gelehrten die Köpfe zerbrochen haben, die Herren sagen: es seien die Schriften weder in griechischer, noch arabischer, noch hebräischer, noch in einer andern bekannten Sprache abgefaßt, und Einige behaupten, es wären die Züge, denen sich die Ziegeuner in, weiß der Himmel in welchem Welttheile zu bedienen pflegen, na ich dachte gar — die Theodore sollte ein Zigeunerkind sein? — Dazu hat sie eine zu zarte und zu weiße Haut, aber n' angeborenen Hochmuth hat's Mädel, wie

ne Prinzessin! Stellen sich der gnädige Herr nur einmal für, was Nächten geschieht. Wir Frauen hier in Leipzig pflegen die Jungemägdleins, wenn sie Töpfe zerschmeißen oder andere dumme Streiche machen, zuweilen mit etlichen sanften Ohrfeigen zu regaliren, na säh'n Sie — es geschieht ja doch nur um des wahren Bestens der Dinger halber, und ich meinte es bei meiner armen Seele gar nicht übel mit der Theodore, als ich ihr neulich auch solch' eine kleine Korrektion zudachte, allein was hat's Blitzmädel zu thun, sie greift nach einem scharfen Messer, stellt sich in Mitte der Küche und spricht ganz kiehne: ehe ich solch' sklavischer Züchtigung mich unterwerfe, stoße ich bei Gott diesen Stahl in mein Herz — Na säh'n Sie, auf die Gefahr hätte ich es bei jeder andern Jungemagd gewagt, allein bei der Theodore traute ich dennoch nicht, denn dem Mädel wohnt n' ganz absonder-

licher Geist bei, so daß man sich oft darob nicht genug verwundern kann, und ich glaube, hätte ich meine Angelegenheit in Betreff der Ohrfeige forcirt, sie wäre im Stande gewesen und hätte sich durchbohrt, denken Sie nur. —

In diesem Augenblicke unterbrach die Heimkehr des Magisters Krummstifelius die schwer zu ermüdende Suade der Frau Magisterin.

Herr Krummstifel war ein kleines ungemein höfliches Männchen mit stets gekrümmtem Rücken und kurzen, schiefen Spindelbeinen.

Ein guter Sprachlehrer mochte der Magister sein, allein sein beständiges verlegenes ja beinahe dummes Lächeln, die platten, nichts sagenden Züge des Gesichtes, das matte, kleine, graue Auge, die linkischen

Manieren, mit einem Worte, der Typus der ganzen dürftigen Gestalt kündigten dem Psychologen sogleich den unselbstständigen Mann an, der unter der Pantoffelherrschaft schmachtete, und keinen Funken Genie im Innern bewahrte, sondern einiges Wissen vielleicht nur früherm eisernen Fleiße zu verdanken hatte.

Doch zeigte auch Herr Krummstifel ungemeine Freude, an dem jungen griechischen Prinzen einen neuen vornehmen Schüler zu erlangen, von dem sich Großmuth erwarten ließ. Die Stunden des Unterrichtes wurden zur Stelle fest gesetzt, und Tertullian zeigte sich mit einiger Hast bereit, solchen Unterricht in des Magisters eigener Behausung zu empfangen, allein dagegen protestirte Krummstifel aus Leibeskräften, und die Frau Magisterin vollends kreischte aus vollem Halse, indem sie staunend die

Hände faltete: „Na ich dächte gar — ein Prinz, der Sohn eines Fürsten, solch' vornehmer Herr, eine Art Durchlauchtiger Hoheit sollte sich täglich in unsere schlechte Behausung bemühen? — Na ich dächte gar — was würde Leipzig dazu sagen? nein, das kann, das darf nicht geschehen, — zum Glück hat mein Allerliebster, der Herr Magister Krummstifelius hier, noch gesunde und gelenke Beine, und wird nie verfehlen, mit dem Glockenschlage sich bei der Hoheit einzustellen, das ist eines seiner größten Verdienste. Ne, was denken Sie denn. —“

Sie haben Recht, Madam! sprach der Hellene — welcher während der Einwendungen vertieft in Gedanken gestanden hatte, — nun lächelnd: Sie haben Recht, es ist schicklicher, daß ich in meiner eigenen Wohnung des Herrn Magisters Unterricht er=

halte, und somit empfahl sich der Prinz in Kürze.

Auf dem Flur und der Treppe sah sich Tertullian schüchtern noch einmal nach dem interessanten Jungmägdlein um, allein vergebens hoffte er Theodorens holdes Gesichtlein zu erschauen.

V.

To morrow shall the traveller come; he that saw me in my beauty shall come. His eyes will search the field, but they will not find me.

Ossian.

(Morgen wird der Wandrer kommen,
Er, der mich sah' in meiner Schöne,
Wird kommen, durchsuchen sein Aug' das Gefild' —
Und nimmer mich finden!)

Der Magister begann seinen Unterricht, fand aber, gegen sein Erwarten, in dem griechischen Prinzen keinesweges einen aufmerksamen und fleißigen Schüler.

Ueberhaupt war mit Tertullian eine plötzliche seltsame Umwandlung vorgegangen, welche selbst Taracome, sein väterlicher Freund, sich nicht recht zu enträthseln vermochte.

Der sonst so feurige, stets thätige Jüngling suchte nun beständig die Einsamkeit und glich in allen seinen Verrichtungen ungemein einem Träumer; ihn ekelten die Bücher, wie seine ehemaligen Lieblingsvergnügungen an und Staub bedeckt standen Rappiere, Schläger und Feuergewehre in den Ecken der Gemächer. Häufig ertheilte der Hellene ganz verkehrte Antworten, zeigte sich allerwärts zerstreut, und da gerade der Lenz des Jahres 1813 seine Reize entfaltete, wandelte er am liebsten allein in den verborgensten Gebüschen des Rosenthales, dumpf vor sich hinbrütend und mit leisen Seufzern das linde Klagen der Nachtigallen begleitend.

Weniger räthselhaft wird sinnigen Lesern solches Benehmen des Griechen erscheinen; der ersten Liebe heiße Sehnsucht erfüllte des armen Jungen glühende Brust; wo er ging, wo er weilte — schwebte das Bild

jener Theodore ihm vor, und der mystische Schleier, welcher der Jungfrau Geschick bedeckte, trug dazu bei, in noch höherm Grade die jugendliche Phantasie zu erhitzen. Allein ungemein bedauernswerth war Tertullians Lage; dem Fürstensohne blieb Stolz angeboren, in seinem Innern tobte ein steter Kampf, Vorurtheil und eine unbezwingbare Leidenschaft waren die Streiter.

„Wie, sagte Sarvathy oft sich selbst, ist es Deiner nicht unwürdig, daß das Andenken an eine Jungemagd, an eine deutsche Sklavin, allem Anscheine nach von verächtlicher jüdischer oder zigeunerischer Abkunft, die Kräfte und das Streben lähmt, die hohem dereinstigem Vollbringen gestählt werden sollen? — Weiche, Gaukelbild! ich will mich ermannen, die thörichte Leidenschaft besiegen, nicht ferner an die Dirne denken und rastlos wie

zuvor auf das große, hehre Ziel hinarbeiten, ein würdiges Werkzeug darzustellen, wenn es einst die Befreiung des gesammten Vaterlandes gilt."

Nun ja — es waren die Vorsätze zu loben, allein in diesem Punkte bleiben nur gar zu häufig auch die stärksten Jünglinge — schwach. Dem Griechen naheten anderwärts wieder Augenblicke und Gefühle ganz verschiedener Art von jenen, und dann hätte er gern allen Glanz der Erde, alle Vorrechte der Geburt, und selbst die hochsinnigen vaterländischen Ideen hingegeben für das bescheidenste Glück in der anmuthigen Jungemagd Armen.

In solcher Stimmung schlich Tertullian bei nächtlicher Weile, in einen weiten Mantel gehüllt, wohl gar nach der ärmlichen Vorstadt in die Umgegend der Behausung des Magisters Krummstifelius hin, und je mehr er dem Hause des Sprachlehrers

nahete, desto beklemmter wurde die Brust, desto beengter der Odem und er wünschte und fürchtete Theodorens ätherische Gestalt zu erblicken in einem Fenster oder unter des Hauses Thür, allein Furcht und Wünsche blieben stets unerfüllt.

Einigemal ging der Hellene, leidenschaftlich angeregt, selbst so weit, unter einem schicklichen oder unschicklichen Vorwande den Magister am Tage in seiner Wohnung zu besuchen. Er wurde bei solchen Gelegenheiten von Herrn Krummstifelius mit unzähligen Kratzfüßen und Bücklingen, und von der Frau Magisterin in gewohnter unausstehlicher Weise empfangen, allein vergebens setzte der arme Jüngling seine Geduld auf eine schwere Probe, denn — Theodoren bekam er nicht zu Gesicht.

Endlich bei einem neuen Besuche in Krummstifels Wohnung lächelte dem Mainoten das launichte Glück; er fand

die reizende Jungemagd allein, gerade wie neulich an dem verhängnißvollen Tage, und mit geziemendem Anstande sah er sich von der Jungfrau empfangen.

Tertullian hatte heute den Muth, dem Mägdlein fest in's große, klare, blaue Auge zu schauen, es schien wieder vom Weinen getrübt; unverkennbarer schwebte die anziehende Melancholie in den etwas blassen Zügen des englischen Gesichtes — ach! die zarte Jungfrau war so schön, es blickte solch' himmlische Güte aus diesen himmlischen Augen, bänger hob sich der bildliche Busen, und eine beinahe unwiderstehliche Macht trieb den Jüngling zu sprechen, doch eine ähnliche andere Macht fesselte seine Zunge. Sich seiner selbst kaum bewußt, in einem Anfalle wonniglichen Wahnsinnes, erfaßte er des Mägdleins kleine, runde Hand, er fühlte sie in der seinen beben, o Gott! es schwanden dem Hellenen

die Sinne, tief bewegt rief er aus: Theodore! — und in demselben Augenblicke trat Madam Krummstifel in die Stube.

In holder Verwirrung mit hochglühenden Wangen verließ das Jungmägdlein die Stube, und die Frau Magisterin ließ sich, ungemein widerlich lachend, vernehmen: „Ei, Euer Gnaden hier? — welch' hohe Ehre für unser schlechtes Haus. Na säh'n Sie 'mal — hi, hi, hi! — die Theodore gefiele dem gnädigen Herrn — hi, hi, hi! — es ist nicht zu leugnen, 's ist n' schmuckes Ding, und müßte es sich eigentlich zu einer besondern Gnade schätzen, hi, hi, hi! — aber ich sag' es Ew. Gnaden voraus, es ist in der Art ein recht dummes Ding, mit dem nichts anzufangen. — Andere Jungemägde in Leipzig dahier sind so blöde nicht, aber diese Theodore —"

Der Prinz hatte seinen Hut ergriffen, und verließ schweigend das Gemach, indem

er nur einen einzigen Blick der Verachtung dem gemeinen Weibe zuwarf.

Die Frau Magisterin sah etwas verblüfft dem edlen Hellenen nach, legte den Zeigefinger an die lange, dürre Nase, und sprach ganz bedenklich für sich: Na, na, ich dachte gar! — —

Viel tiefer war der scharfe Pfeil in Tertullians Busen gedrungen; immer lauter sprach die Stimme des Herzens, und seltener jene des Verstandes, doch schon nach Verlauf weniger Wochen sollte der Jüngling hernieder stürzen aus dem wonniglichen Reich der Träume in der herbesten Leiden irdisches Thal.

Zum erstenmale erschien eines Tages der Lehrer der englischen Sprache nicht mit dem Glockenschlage, und erst gegen die Hälfte der festgesetzten Stunde stellte sich Krummstifelius keuchend und mit Schweißbedeckter Stirne ein.

Der Magister zeigte sich heute ungemein ängstlich und zerstreut, und nachdem er seinen gewöhnlichen Kratzfuß vollbracht, sprach er stockend: „Stellen sich Ew. Gnaden vor, welch' unangenehmer Fall mir da in meinem kleinen Haushalt arriviren muß; meine Jungemagd, Ew. Gnaden müssen die Dirne ja gesehen haben —"

Theodora? — rief der Prinz sehr beklommen aus — schnell sprechen Sie, was ist geschehen? —

„Ei, erwiederte der Magister, wer hätte das der Dirne zugetraut, sie ist uns davon gelaufen."

Tertullian entfärbte sich; er mußte die Lehne des nächsten Stuhles ergreifen; nach einer Pause rief er wieder aus: „Wäre es möglich, Theodora entwichen? — erzählen Sie, Magister, weiß man nicht wie, wann und mit — — wem?

„Ew. Gnaden aufzuwarten, berichtete Krummstifel kälter, man weiß gar nicht, wie die Sache zusammenhängt; so viel bracht' ich heraus, die Jungemagd hat seit mehrern Tagen immer zur Abendzeit mit einer fremden alten Vettel gesprochen, die wie eine Zigeunerin ausgesehen haben soll; die Nachbarn haben es ausgesagt, und diesen Morgen war's Mädel über alle Berge. Aber das muß ich der Theodore nachsagen, eine Spitzbübin ist sie nicht, sie hat nichts mit sich gehen heißen, selbst, seltsam genug, ihren aufgelaufenen Lohn, auch ihre Kleider und übrigen Sachen alle im Stiche gelassen."

Unser Held wußte genug. „Ich nehme heute, auch morgen, nein die ganze Woche keine Stunden, Herr Magister!" sprach er kleinlaut und verließ das Gemach.

Leicht mag der menschenkundige Leser ermessen, welchen mächtigen Impuls die

Staatliche Bibliothek Bamberg

unvermuthete Flucht Theodorens auf den Gemüthszustand des feurigen, leidenschaftlichen Mainoten üben mußte. Er hatte sich in seiner Stube verschlossen und rannte mehrere Stunden wie wahnsinnig in derselben auf und nieder. Mehreremale rief er Schmerzbewegt aus: „Ich einfältiger, eitler Thor habe mich getäuscht, nein, nicht den geringsten Eindruck brachte ich auf das Mädchen hervor, sie hätte sonst nicht heimlich diese Stadt verlassen; vielleicht ließ sie sich von einem Andern entführen, vielleicht ruht sie in diesem Augenblicke in des Glücklichen Armen.“ —

Dem wilden Jünglinge war die Idee unerträglich, er stampfte mit dem Fuße so heftig gegen den Boden, daß die Fensterscheiben klirrten, und während mehrerer Tage hörte er nicht auf, in solcher Weise sich selbst ungemein zu foltern; doch Tertullians Verstand war zu klar und ausge-

bildet, als daß er hätte einer unseligen, ja wenn man will, einer unsinnigen leidenschaftlichen Chimäre erliegen können.

Nachdem sich des Prinzen Blut einigermaßen abgekühlt hatte, sprach er bei sich selbst: „Im Ganzen vielleicht doch gut, sehr gut, daß es so kam, nur nachtheilige Ereignisse konnte meine Leidenschaft herbei führen, und ich bin es mir endlich selbst schuldig, ein Mädchen vergessen zu lernen, zwischen welches und mich, das Schicksal eine unersteigliche Scheidewand recht geflissentlich gestellt zu haben scheint."

Seinen Schmerz zu ertödten, und zugleich sich zu zerstreuen hub der edle Hellene nun wieder an, seine Zeit zu theilen, und gewissenhaft die eine Hälfte tiefen Studien, die andere aber gymnastischen Uebungen zu weihen.

Mit Vergnügen bemerkte Taracome des Zöglings neue Umwandlung. Zwar

schloß der weise Papa aus Chios allerdings, es müsse der junge Prinz heimlich und unglücklich lieben, allein den Gegenstand dieser Liebe ausfindig zu machen, konnte dem Hofmeister nicht gelingen, da Tertullian dem väterlichen Freunde zum erstenmale in seinem Leben kindliches Vertrauen entzog; doch wahrscheinlich mochte der stolze Fürstensohn aus falscher Schaam nur nicht gestehen, daß — eine Leipziger Jungemagd der Abgott seiner Seele sei.

Geistige Arbeiten, mit körperlichen Anstrengungen vereinigt, verfehlten auch diesesmal nicht, die gewöhnlichen heilsamen Wirkungen zu zeigen. Des Jünglings Herzenswunde hub an, einigermaßen zu verharrschen, doch langsam blutete sie immer noch im Stillen fort, und so wacker und männlich der Prinz auch kämpfen mochte: Theodoras Bild haftete zu innig im

Innersten seiner glühenden, jugendlichen Seele, als daß ihm so leicht hätte gelingen können, es daraus zu verwischen.

In Deutschland hatte bereits die wichtigste Epoche seiner neuen Geschichte, nämlich die Empörung des Gesammtvolkes gegen fremde Tyrannei begonnen, und Tertullian, der feurige, für Freiheit im Allgemeinen hoch begeisterte junge Grieche, nahm lebhaften Antheil an der großen Sache der Deutschen.

Es waren gerade Th. Körners, des ausgezeichneten jungen Barden, vaterländische Gesänge erschienen, und unser Hellene verschlang die Poesien mit wahrer Heißbegier. Als er auf die Worte traf:

„Und Homer, er hätte nicht gesungen,
Doch sein Griechenland war frei. —“

rief der junge Mainote mit thränenden Augen aus: Ja wohl, ja wohl, es hätte

unter der Zuchtpeitsche der rohen Türken Homer, ein entwürdigter Sklave, sicher nicht gesungen, doch nur Geduld! auch Hellas Freiheit wird erstehen, und seine Homere und seine Helden alle werden wiederkehren.

Tertullians Enthusiasmus für die Freiheit der Teutonen erhielt mit jedem Tage neue Nahrung und wuchs zu solch' hohem Grade, daß der Prinz seinem Hofmeister endlich geradezu erklärte, er wolle in den Reihen der Alliirten mitkämpfen für Deutschlands heilige Sache.

Den guten Taracome machte diese Eröffnung höchlich bestürzt, und er hub aus allen Kräften an, des Zöglings raschen Entschluß zu bekämpfen. Der Papa sprach zu dem Ende unter andern:

„Wohl muß ich es loben, mein Prinz! daß Ihr Euch so heiß für die gerechte

Sache dieser Deutschen interessirt, aber näher noch als sie steht Euch das eigene Volk. Wäret Ihr nur der Sohn eines Vasallen, ich würde nicht widerstreben, und mit meinem Segen begleitet, Euch hinziehen sehen in den Schaaren dieses großen Kampfes; allein Ihr seid der Erstgeborene eines Fürsten, und wenn Ihr — der Fall bleibt doch sehr denkbar — auf fremder Erde im Streite für eine fremde Sache fielet, es ginge den Eurigen eine schöne Hoffnung, eine feste Stütze verloren. Auch habt Ihr zu dem wichtigen Schritte, den Ihr zu unternehmen gedenkt, vorerst auch die schriftliche Zustimmung des Fürsten, Eures Vaters, vonnöthen, — erfolgt diese, so mögt Ihr ziehen im Namen unseres Gottes und Herrn."

Mit vieler Besonnenheit erwiederte jedoch dagegen Tertullian in bescheidenem Tone:

„Ihr wißt es, mein theurer Lehrer! blindlings und voll kindlicher Zuversicht habe ich bisher mich Eurer weisen Leitung vertraut, allein ich hebe an, mich nun mündig zu fühlen, und es geziemt dem werdenden Manne, daß er selber prüft und offen spricht. Mir scheinen alle Eure Einwürfe von Selbstsucht nicht frei zu sein. Eine fremde nennt Ihr der Freiheit Sache? — ganz falsch! Freiheit ist das innigste Band, welches Nationen eng verbindet, und im Ringen nach ihr müssen nach heiligen Gesetzen der Natur Völker hülfreich sich unterstützen; freundlich verwandt bleiben uns stets diese Teutonen, ja hinsichtlich der Kultur des Geistes und der Sitten könnte man sie gewissermaßen Kinder unseres Mutterlandes nennen; wer weiß — treten Hellenen jetzt in die Reihen ihrer Streiter,

ob nicht wackere Deutsche dankbar uns zu Hülfe eilen, wenn auf unserm klassischen Boden einst der Genius der Freiheit sich erhebt *), und daß Unterstützung von außen uns in diesem Falle nicht nur ersprießlich, sondern sogar nöthig sein wird, kann Euch nicht entgangen sein.

Ich kenne die Denkart meines würdigen Vaters; er wird es unbedingt billigen, daß ich an diesem Kampfe thätigen Antheil nehme, da sich mir zugleich ein großes Feld darbietet, als Krieger Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln, die meinem Volke dereinst reichliche Zinsen tragen werden; denn bleibt es nicht meine Bestimmung, die Meinigen, wenn die Sonne der Freiheit taget, zur Schlacht zu führen? Doch die schriftliche und ausdrückliche Erlaubniß meines

*) Die Gegenwart hat es bewiesen, daß der junge Grieche nicht ganz falsch urtheilte.

Vaters, wie Ihr vorgeschlagen, abzuwarten, geht der zu weiten Entfernung halber nicht an; denn ehe wir aus Maina Antwort erlangen könnten, steht der heilige Kampf auf dieser Erde vielleicht schon seinem Ende nahe. An die Gefahr denkt kein wackerer Streiter; und gesetzt auch, es hätte das Schicksal mir jetzt schon den Heldentod bestimmt, wäre es nicht lächerlich, zu wähnen, es würde darum die Sache meines Vaterlandes leiden, oder der Frühling seines Erwachens später reifen?"

In dieser Art suchte Tertullian die Bedenklichkeiten des Hofmeisters zu beseitigen, allein es wollte ihm nicht gelingen. Doch kannte Taracome auch des Zöglings Feuergeist, der nie ruhte, bis er ein in die Augen gefaßtes Ziel glücklich erreicht hatte, und da der Prinz nicht aufhörte, in den Papa zu stürmen, so gab dieser nothgedrungen endlich nach; doch mußte der junge

Sarvathy ihm versprechen, nur einem einzigen Feldzuge beizuwohnen, insofern der deutsche Völkerkrieg sich in die Länge ziehen sollte. In Leipzig wollte Taracome das Resultat des Kampfes erwarten, Tertullian aber flog in's russische Hauptquartier, wo man mit vieler Gefälligkeit dem rüstigen, jungen griechischen Fürstensohne, der als Volontair seine Dienste anbot und keine Gage verlangte, sogleich eine Offizierstelle in einem Husarenregimente verlieh.

VI.

— — Il cuor che agli occhi crede, e che
la traccia
Segue del bello, il bel d'un volto ammira,
Perchè primo s'incontra, e più lusinga.
Quinti amante vaneggia, in van sospira,
E qual nuovo Ission, che nube stringa,
Lascia il sol di bellezza, e l'ombre abbraccia.

Guarini.

(Nach A. W. Schlegel:)

— Das Herz traut dem Aug' und späht dem
Schönen
In einem Antlitz nach, weil überraschend
Dies ihm die erste Lockung will gestatten.
Da währt es dann verliebt, mit eitlem Sehnen,
Verläßt, wie ein Ixion Wolken haschend,
Der Schönheit Sonne, und umarmt die Schatten.

Man glaubt des hellenischen Jünglings psychische Individualität mit zu festen Zügen gezeichnet zu haben, als daß man es nun für nöthig hielte, in vielen Worten seinen

flammenden Muth, den er im großen deutschen Völkerkampfe offenbarte, anzupreisen. Ohnehin hat die Legion deutscher Romanschreiber diesen Stoff in der That bis zum Ekel verarbeitet, und man begnügt sich daher, ein einziges Kriegesabentheuer Tertullians mitzutheilen, dessen Erzählung man ebenfalls dem Leser erlassen haben würde, wenn es nicht in der Folge zu bedeutend in den Gang der Geschichte eingriffe.

Es war der 27. August im J. 1813, der Tag, an welchem in dem weiten herrlichen Elbthale, in dessen Mitte das deutsche Florenz liegt, ein ungemein blutiger Morgen graute.

Die Streitmassen der Alliirten bedeckten jene südlich von Dresden belegenen Anhöhen, und als kaum die finstere Nacht gewichen war, bemerkte man schon häufige und dräuende Bewegungen unter den Heeren

der Verbündeten, indeß diesseits die gallischen Krieger in der Stadt, deren ausgehungerte Gestalten an geisterbleiche Schatten mahnten, sich anschickten, den furchtbaren Widerstand der Verzweiflung zu leisten.

Während man auf beiden Seiten emsig mit den gewöhnlichen Vorarbeiten der Schlacht beschäftigt war, sendete Moreau einzelne Haufen russischer und deutscher leichter Reiterei hinab in's Thal, um dasselbe nach allen Richtungen zu durchschweifen.

Unter diesen Entsendeten befanden sich auch Tertullian und Ypsylanti, der später so berühmt gewordene griechische Freiheitsheld; beide Landsleute dienten in demselben Husarenregimente, dieser als Rittmeister, jener als Lieutenant, und die Offiziere waren vertraute Freunde.

Die französische Kanonade begann, und unfern des sogenannten großen

Gartens riß eine feindliche achtpfündige Geschützkugel dem Rittmeister einen Arm vom Leibe; er sank blutend vom Pferde und wurde besinnungslos von dannen gebracht.

Der junge Sarvathy hatte den geliebten Landsmann fallen sehen; er schäumte Wuth und Rache, und sprengte, nur von zwei tapfern Husaren gefolgt, weit den Seinigen vorauf nach der Gegend des Dohnaischen Schlages hin.

Plötzlich stürzten acht französische schwere Reiter unter wildem Geschrei hinter einem einzeln stehenden Hause hervor, auf die beiden russischen Husaren und ihren Offizier los.

Ein ungleicher, aber nichts destoweniger ein höchst wüthender und hartnäckiger Kampf begann. Tertullian war vortrefflich beritten, an Stärke und Geschicklichkeit den Gegnern weit überlegen; seines guten

Schwertes Streiche fielen empfindlich und hageldicht, und seine beiden tollkühnen Russen thaten redlich das Ihrige; theuer wollte man das Leben verkaufen, denn Pardon zu geben, oder zu verlangen, daran ward weder von jener noch von dieser Seite gedacht.

Drei Gallomannen lagen bereits getödtet auf dem Platze, allein die beiden russischen Husaren waren mit Wunden bedeckt, und auch Tertullian hatte einige jedoch nur leichte Säbelhiebe erhalten; trotz des verzweiflungsvollsten Widerstandes neigte sich der Sieg entschieden auf die Seite der Uebermacht, die Husaren waren niedergesäbelt, und in dem Augenblicke, als den Hellenen dasselbe Schicksal treffen sollte, kam ein deutscher Offizier von einem schwarzen Kürassier-Regimente angesprengt, ritterlich Theil zu nehmen an dem ungleichen Kampfe, und beizustehen dem schwer be-

drängten Kameraden, der das Feldzeichen der Russen trug.

Eine wahre Bärenstärke, und eine ganz eigene Gewandtheit entwickelte der Deutsche im Streite. Von der kämpfenden Gruppe nur noch wenige Schritte entfernt, feuerte er beide Pistolen ab, und zwei Franzosen sanken entseelt von den Thieren.

Nun hatte es der Deutsche noch allein mit drei Feinden zu thun, denn Sarvathy war so erschöpft, daß er nur noch unbedeutenden Antheil am Gefechte nehmen konnte, dagegen waren auch die Franzosen ermüdet und mehr oder weniger verwundet.

Der deutsche Offizier warf sich mit dem blanken Pallasche auf sie, und hieb sogleich den Einen in Stücke, die zwei noch übrigen aber nahmen, von panischen Schrecken ergriffen, das Hasenpanier.

So gleichgültig, wie man eine Tabackspfeife auszuklopfen pflegt, warf der Deutsche sein Schwert in die Scheide, und mit aufmerksamer Theilnahme fixirte Tertullian seinen Retter.

Der deutsche Reiteroffizier war von ungewöhnlich hoher Leibesgestalt, und der derbe Knochenbau, wie das Ebenmaaß der Glieder, entsprachen dem riesenhaften Baue des Ritters, dessen Pferd, ein herrlicher dänischer Rappe, durch seinen stattlichen und kolossalen Wuchs dazu beitrug, das imposante Aeußere des Herrn, welchen es trug, noch mehr zu erheben.

Kriegerische Majestät bezeichnete des Mannes Haltung, erhaben trug er das Haupt, das große braune Auge blickte kalt und stolz, die Züge des breiten Gesichtes glichen jenen des Leuen, dicht waren die Lippen geschlossen, und zogen sich nach unten zu, ein finsterer Ernst sprach aus der ganzen

Physiognomie, und war schon der Ritter nur noch Jüngling, dieser Ton seines Wesens, die braune Farbe des Gesichtes, dann die buschichten Augenbraunen, und der lange dunkle Knebelbart ließen ihn wie einen Mann erscheinen, der gerade in der entfalteten vollen Blüthe sein^er sich selbst bewußten Kraft steht.

Nach einer Pause des Schweigens hub Tertullian an:

„Edler Herr Ritter! Ihr habt männiglich eine hohe, seltene Waffenthat vollbracht, allein habt Ihr, einem Helden des Alterthumes gleich, fünf Feinde bezwungen, und eines griechischen Fürsten Sohn dankt Euch sein Leben. Wie nennt man Euch?“

In einem tiefen aber melodischen Tone erwiederte der riesige Deutsche: „Du bist ein Grieche? — um so mehr, Jüngling, bin ich erfreut, daß der Zufall mich Dir das Leben retten ließ, denn gar hoch achte

ich Dein altes edles Volk, — doch sprich nicht von einer hohen Waffenthat — pah, was war das weiter, die Kerle ritten ja erbärmliche Schindmähren, und waren schon halb kaput, als ich nahete, Du und diese zwei gefallenen Husaren, Ihr hattet wacker vorgearbeitet. Du nennst mich Ritter — ja das bin ich, und edel auch, die Stimme da drinnen, die nie lügt, sagt es mir — er schlug bei diesen Worten mit der geballten Faust klirrend gegen den schweren Panzer, indem er redend fortfuhr: — Nach meinem Namen frägst Du? — siehe junger, wackerer Hellene! lebten wir noch in der bessern ältern Zeit, dann würdest Du mich gleich an den sinnigen Zeichen des Schildes meines ältesten Ahn' erkennen, auf welchen Schild Karl, der größte der Kaiser, die eigene Hand in rauchendes Bärenblut getaucht, drei rothe Striche gemalt, zum ewigen Wahrzeichen —"

In demselben Augenblicke ertönten schmetternde Trommeten; aus dem ganz nahen Dohnaischen Schlage stürzten mehrere Schwadronen französischer Reiterei, und wollten unsere beiden Krieger sich nicht dem gewissen Tode oder der Gefangenschaft überliefern, so mußten sie auf schleunigen Rückzug denken. Noch ein Lebewohl rief der räthselhafte Deutsche dem jungen Griechen zu, dann flogen beide nach verschiedenen Seiten von dannen, der Gegend zu, wo ihre Hauptkorps aufgestellt standen.

Bald sah sich Tertullian von jenen leichten Wunden, welche er an diesem Morgen erhalten, wieder so weit hergestellt, daß er seinem Regimente zu neuen Siegen folgen konnte.

Nach der verhängnißvollen dreitägigen Völkerschlacht auf Leipzigs Gefilden wollte der Prinz seinen theuren Lehrer Taracome besuchen, allein der Papa

hatte der Kriegesunruhen halber die Stadt verlassen; man konnte dem forschenden Sarvathy auch nicht sagen, wohin sich der würdige Nicephorus begeben, und traurig, eine schöne Hoffnung vereitelt zu sehen, folgte unser Held seiner Bestimmung und dem Heere nach Gallien.

Oft auch erinnerte sich Tertullian noch des stattlichen deutschen Ritters, der ihm im Elbthale das Leben gerettet, und der seltsamen Worte, welche der Mann nachher gesprochen; der Prinz war geneigt, den Offizier für einen Kavalier zu halten, der ein laudator temporis acti, voll romantischen Sinnes, und ein bischen überspannt in der Vergangenheit lebte, weil dem Griechen in der That in Deutschland wohl zuweilen ähnlich gesinnte junge Edelleute vorgekommen waren. Nachdem aber Sarvathy während einer Waffenruhe Gelegenheit gefunden hatte, sämmtliche Kantonirungen

jenes deutschen Reiterregiments, dessen Zeichen sein Retter getragen, zu besuchen, und nachdem er nicht nur diesen nicht aufgefunden, sondern weil auch Niemand einen solchen Offizier, wie ihn der junge russische Offizier ganz deutlich beschrieb, je beim Regiment gekannt haben wollte: so hub der phantastische Hellene in allem Ernste an zu wähnen, der Himmel habe ihn durch eine übernatürliche Erscheinung an jenem Tage gerettet, denn wir können dem geneigten Leser nicht vorenthalten, daß die heutigen Griechen, und selbst die gebildetsten unter ihnen, gar nicht frei von Aberglauben, sich noch mehr zum Mysticismus, und anderm dergleichen eitlen Kram hinneigen, als jetzt leider in Deutschland geschieht.

Der Pariser Friede war geschlossen. Ein paar russische Orden deckten des griechischen Prinzen jugendliche Heldenbrust, doch blieb Sarvathy des Versprechens

eingedenk, das er seinem braven Taracome einst geleistet hatte. Tertullian foderte und erhielt auf die ehrenvollste Weise seinen Abschied, und flog mit Extrapostpferden nach Leipzig hin, um sich in die Arme seines edlen Nicephorus zu werfen, von dem er lange schon keine Nachricht mehr erhalten hatte.

Glücklich legte der Prinz den Weg zurück, allein in Leipzig eingetroffen, erwartete ihn eine niederdonnernde Schreckenspost. Der würdige Papa, sein geliebter Taracome, lebte nicht mehr, von einer Epidemie war der nach den Kriegsunruhen in die Stadt zurückgekehrte Ehrenmann ergriffen worden; Erde bedeckte bereits seinen Staub.

Tertullians Schmerz über diesen Verlust war aufrichtig und heftig, und lange vermochte er sich keinen andern Gefühlen, als jenen der Wehmuth und Trauer

zu überlassen. Der Prinz hatte sogleich nach seiner Ankunft in Leipzig, dem Vater des Lehrers Tod und seine eigenen Schicksale gemeldet, und um Verhaltungsbefehle gebeten.

Schnell genug traf nach einigen Monaten Antwort ein. Basilius, des Prinzen fürstlicher Vater, schrieb unter andern:

„Uns alle, mein theurer Sohn! hat die Nachricht von des edlen Taracome Hinscheiden sehr bestürzt gemacht, indeß wer vermöchte den Gesetzen der Natur, wer dem Willen des unerbittlichen Schicksals zu widerstreben, darum ergebe man sich voll frommen Sinnes in das Unabänderliche.

Du lerntest Wissenschaften, Du hast Deinen Muth auf der Bahn der Ehre erprobt, — ich bin mit Dir zufrieden, allein hoch und eigen bleibt Deine Bestimmung, Du kennst sie, und wenn Du streben willst, ihr einst in vollem Maaße zu genü-

gen, so wird noch manche Anstrengung nöthig, noch Manches zu erlernen und zu kennen übrig sein.

Vorerst magst Du Europas wichtigste Hauptstädte bereisen, vor Allem aber seine Höfe, deren Politik und Intriguen kennen lernen; studire Machiavellis Schriften; so scharf wie dieser feine Italiener hat nie ein Sterblicher jener Labyrinthe verschlungene Gänge aufgedeckt. Verweile nicht lange in Paris, denn dort ist uns leider für jetzt der lichteste Stern unserer Hoffnungen untergegangen, eile bald hinüber nach Albion, und verwende in London nützlich Deine Zeit; es handelt sich dort darum, die geheimen und größten Feinde Deines Volkes, die Seele unserer schändlichen Unterdrückerin, der Pforte, kennen zu lernen. In Petersburg suche Dir Freunde und Anhang zu verschaffen, erspähe mit Vorsicht und List,

wie man dort von uns und von einem gewissen Plane, den Du kennst, denkt; es war gut und wird Deinen Zwecken förderlich sein, daß Du in den Reihen der russischen Heere gedient und Auszeichnungen erlangt hast; nur von Rußland dürfen wir mächtige, vielleicht auch von dem erwachten Spanien einige Hülfe erwarten.

Die bedeutenden anliegenden Wechsel werden Dich in den Stand setzen, allenthalben Deinem Stande gemäß erscheinen zu können. Schone kein Geld, wo es darauf ankommt, durch dasselbe in der That auf einen gewissen Zweck hinzuarbeiten, oder wenigstens nützliche Aufschlüsse zu erhalten; allein hüte Dich, ein Metall fruchtlos zu verschwenden, von dem man mit Recht behauptet, es regiere die Welt. Setze Dich nie in diesem Fache Verlegenheiten aus; Deine Kasse muß stets gefüllt bleiben, und

berichte bei guter Zeit, wenn Du neuer Summen bedarfst, sie stehen zu Deiner Disposition; denn ein geldarmer Mann, und wäre er ein Sokrates, vermag in der Welt und zumal an Höfen nie Dinge von Wichtigkeit durchzusetzen.

Du nahest Dich dem männlichen Alter, mein Sohn! das Blut der Sarvathy's fließt in Deinen Adern, ich muß es nun wagen, Dich eigener Leitung zu überlassen. Auf Abwege kannst und wirst Du gerathen, es ist das Loos selbst der gediegensten Menschen, in Deinem Alter zumal, allein daß er im Schlamm der Sinnlichkeit und Leidenschaften zu Grunde gehen könnte, mag ich von meinem theuren Erstgeborenen, von meines Lebens höchster Hoffnung nie glauben.

Weitere Lehren, mein Tertullian! — wie Väter in dergleichen Fällen pflegen — ertheile ich Dir nicht; sie kommen zu spät,

wenn Jünglinge von Deinem Alter, Deinen Anlagen und Erfahrungen deren noch bedürfen.

Auch an Deinem Bruder Nikodemus erlebe ich viele Freude; er hat schon jetzt sich weisen Sinn erzogen, und sein ruhiger und sanfter Geist kann einst seinem Vaterlande ungemein nützen, wenn gleich auf einem andern Wege, als den Dein Feuerkopf zu betreten sich vorgesetzt hat.

Deine Schwester Sophia wächst eine anmuthige, sittige und verständige Jungfrau heran; ich kann zu ihrem Lobe nicht mehr sagen, als daß sie das Ebenbild ihrer Mutter, meiner unvergeßlichen Anastasia, sich darstellt.

Setze mich, nicht saumselig, von den Resultaten Deines jedesmaligen Strebens in Kenntniß u. s. w."

Tertullian ermannte sich, die neue Laufbahn, welche ihm der weise Vater an-

gewiesen, oder um richtiger zu sprechen, bloß angedeutet hatte, zu verfolgen.

Der Prinz begann seine Reisen. Wohl dürfte es vielleicht nicht ganz uninteressant bleiben, wollten wir seine Abentheuer, die er nun erlebte, seine Erfahrungen, die er an den verschiedenen Höfen gemacht, mittheilen, allein unser Werk würde zu Bändereich sich darstellen, und interessanten Stoff bietet uns die Folgezeit an, daher wir uns gezwungen sehen, schnell und leicht über vier vollen Jahre hinweg zu schlüpfen.

Viele wichtige Erfahrungen hatte der junge Sarvathy auf seinen Reisen gemacht, viele ungemein interessante, wichtige und ersprießliche Bekanntschaften angeknüpft, als er im Jahre 1819 zu Dresden eintraf. In dieser merkwürdigen Stadt wollte er die Abberufung seines fürstlichen Vaters in die Heimath abwarten, und die Rückreise dahin sofort über Wien antreten.

Einige über zwanzig Lebensjahre zählte nun schon der Prinz; hatte seine Gestalt einst an jene bildliche des Apoll erinnert, so glaubte man nun in ihm einen Herkules vor sich zu sehen. Ein ungemein schlanker und großer junger Mann stellte sich Tertullian dar; sein Gang und seine Haltung waren stolz, und sein kriegerischer Sinn gefiel sich zuweilen noch in der russischen Husaren-Uniform, welche er zu tragen berechtigt war, und in der die ebenmäßigen Athletenformen des Hellenen ungemein vortheilhaft hervortraten.

Die großen schwarzen Augen funkelten glühenden Kohlen gleich unter dem dunkelbraunen Haare hervor, welches in üppiger Fülle, und in natürlichen Locken des Griechen hohe Stirne beschattete.

Der Gesundheit frische Röthe schwebte über unseres Jünglings runder Wange, und sein ganzes Wesen charakterisirte jene

unnachahmliche und selbst unbeschreibliche, höchst liebenswürdige Unbefangenheit, welche ein sicherer Bürge der erhaltenen Reinheit und Unschuld so selten jetzt junge Männer auszeichnet, und die, nach des Menschenkundigen deutschen Liedersohnes Ausspruch, den hohen Stolz des seltenen Mannes begründet, der noch nie der feilen, unwürdigen Göttin sinnlicher Lust schmähliche Opfer gebracht.

Wohl schwerlich hätte Tertullian im Getriebe der Feldlager, der großen Städte und Höfe bei seinem heiß glühenden Temperamente jenen köstlichen Schatz erhalten, wäre er nicht schon als beginnender Jüngling, ohne es selbst zu ahnen, in den Dienst der reinen, göttlicheu Urania getreten.

Nicht Jahre, nicht Wechsel der Verhältnisse, nein, selbst nicht Einwürfe des kalten Verstandes hatten vermocht, das Bild

Theodorens, jener anmuthigen und räthselhaften leipziger Jungemagd, gänzlich aus des Jünglings Seele zu verwischen. Matter zwar stellten sich des Bildes Züge dar, oft schienen sie gänzlich erlöschend in Dunst sich auflösen zu wollen, allein dräute des Jünglings heiß tobendes Blut, Grundsätze höherer Art zu betäuben, ja stand Tertullian schon an des tiefen Abgrundes äußerstem Rand, dann trat der holden Jungfrau Bild in seiner ganzen siegenden Glorie aus seinem Innern hervor, und rettete der Tugend einen ihrer liebsten Schützlinge.

Oft grollte sich der stolze Fürstensohn selbst, daß er nie ganz das Andenken an eine junge, reizende Dirne los werden konnte, welche ihrer Herrschaft entlaufen, und die ihm, fände er sie auch einst zufällig wieder, dennoch nicht frommen könnte; allein so seltsam sind die Söhne der Schö-

pfung beschaffen, sie suchen sich oft gegen ihren Ernst gewisser Dinge zu bereden, die sie nie glauben möchten, wie denn in der That der Prinz dem Andenken an die holde Theodora nicht zu zürnen vermochte, und in geheim wünschte sein Herz immerdar, noch einmal dem anmuthigen Mägdlein zu begegnen auf der Lebensbahn.

Abermals Briefe von dem Fürsten, seinem Vater, abzuwarten, hatte sich Sarvathy in Dresden in der Altstadt eine Wohnung gemiethet.

Die Straßen in dieser Gegend sind größtentheils enge, und unter die Annehmlichkeiten derselben ist gerade nicht zu zählen, daß man jede Verrichtung, jede Bewegung des Gegenüberwohnenden belauschen, auf gleiche Weise aber auch von seinem vis à vis kontrollirt werden kann.

Indeß zu läugnen ist es nicht, daß die Unbequemlichkeit zuweilen auch pikantes

Interesse begleitet, wenigstens war dieses des griechischen Prinzen Fall.

Er wohnte seit einigen Wochen schon einer Dame gegenüber, die vom ersten Augenblicke an, seine Aufmerksamkeit in einem ungewöhnlich hohen Grade auf sich gezogen hatte.

Eine starke, üppige Schwarzbrünette mit lebhaft rothen Wangen, und einem gewissen Zuge von Schelmerei und Lüsternheit um den rosichten, lieblich aufgeworfenen Sammtmund — stellte das vis à vis sich dar.

Der Dame Wuchs war nach den richtigsten Verhältnissen ihres Geschlechtes gebildet, ohne eben durch eine bemerkbare Größe sich auszuzeichnen. Das schwarze glänzende Auge, von herrlichen Braunen überwölbt, strahlte wollüstiges Feuer; die wohlgeformte feine Adlernase bog sich bildlich zum süßen, kleinen Mund hernieder;

die Zähnchen wetteiferten an Reinheit und Form mit Perlen; der üppige Busen hob sich häufig, ungestüm wogend; die runden weißen Arme, der entblößte alabasterne Hals und Nacken konnten Meisterstücke in ihrer Art gelten, mit einem Worte, die ganze Gestalt schien geschaffen, sinnliche Lust mächtiglich anzuregen und zu befriedigen, indem sie das von den Franzosen gepriesene Embonpoint mit einer leichten Zierlichkeit der Bewegung verband, welche gerade am seltensten mit solchem Embonpoint verbunden sich zeigt.

Der Dame Boudoir lag den Fenstern Tertullians gegenüber, und sie verließ das Lieblingsgemach selten, höchstens nur, wenn sie in den anderwärts gelegenen Prunkstuben Besuche annahm, oder glänzende Abendgesellschaften gab; denn die Schwarzbrünette machte ein sogenanntes Haus, und war, wie der Hellene nach ein=

gezogenen Erkundigungen erfuhr, die junge Wittwe eines italienischen Grafen Pinuccini, der ihr große Schätze hinterlassen hatte.

Den größten Theil des Tages saß Signora im Fenster; bald mit weiblicher feiner Handarbeit, bald mit Lektüre beschäftigt. Zuweilen nahm die Italienerin auch die Guitarre vor, und wenn die runden, allerliebsten kleinen Fingerchen leicht über die güldenen Saiten gleiteten, ließ sie eine ungemein anmuthig und rührend klingende Altstimme vernehmen.

Die geschmackvollen, phantastischen Negligees, mit welchen die Gräfin täglich wechselte, verhüllten keinesweges neidisch die üppigen Reize des schönen jungen Weibes, und unseres Griechenprinzen brennende Blicke vermochten diese Reize noch um so bequemer zu verschlingen, da seine Fenster etwas höher, als die der Signora lagen.

Seltsame, ganz ungewohnte Regungen fingen an, sich des Fürstensohnes zu bemächtigen; nie vermochte er sich von dem lockenden Anblicke zu trennen, den das vis à vis gewährte, und drüben blieb das Interesse keinesweges unbemerkt, welches man dem holden Fremdlinge eingeflößt hatte, denn in dergleichen Fällen sehen die Damen überhaupt gar richtig und schnell.

Man könnte denken, es dürfte der jungen, reizenden Italienerin am Ende beschwerlich gefallen sein, sich stets von dem gaffenden Hellenen beobachtet zu sehen, doch es ließ Signora eben nicht großen Unwillen blicken, in holder Unbefangenheit setzte sie ihre Beschäftigungen fort, und zuweilen sendete sie wohl gar dem stummen, blöden Anbeter flüchtige Blicke hinüber, die nichts destoweniger so gluthvoll waren, daß sie des armen Tertullians Blut in lichte Flammen versetzten.

Des Prinzen diesfalsige Gefühle unterschieden sich übrigens gar mächtiglich von jenen, welche ihm das fromme, blaue Auge des Jungmägdleins zu Leipzig einst eingeflößt hatten. Nicht eine lieblich-wehmüthige Sehnsucht erfüllte jetzt Sarvathys Herz, nein, bloß seine Sinne waren wild aufgeregt; ein glühend wollüstiges Verlangen hatte die üppige Italienerin in dem von Kraft trotzenden jungen Mann erweckt, unreine Bilder fingen an, seine Phantasie bis beinahe zum Wahnsinn zu spannen, und er überließ sich geradezu tollkühn dem Wunsche, in dieses reizenden Weibes üppigen Armen zu ruhen; in seiner Seele erbleichten Theodorens zarte Züge mehr und mehr, beinahe gänzlich war des Mägdleins Bild schon entschwunden.

An der table d'hôte der vornehmsten Auberge zu Dresden hatte Tertullian einen deutschen Kavalier kennen ler-

nen, der sich Baron Terschburg nennen ließ.

Der Baron war ein Mann von einigen und dreißig Jahren, körperlich wohl gebildet, allein den Mund umschwebte ein gewisser höhnischer Zug, und die grauen Augen blickten unstät und hielten keinem festen Anschauen Stand; des Mannes Physiognomie war überhaupt keine solche, der man gern vertraut, allein Terschburg zeigte vielseitige Bildung des Geistes, stellte sich ungemein gefällig und als ein vortrefflicher Gesellschafter dar, dessen geläufige Suade und bizarre Laune selbst Murrköpfen nicht selten ein Lächeln abgewannen.

Ein Zufall machte diesen Terschburg, welcher früher als Offizier mehrere Jahre in Diensten eines auswärtigen Staates gestanden hatte, beinahe zum täglichen

Tischnachbar unseres Hellenen. Sarvathy suchte in Dresden keine Bekanntschaften, und wollte sich auch, da er seinen Aufenthalt sehr bald abgebrochen zu sehen glauben mußte, nicht in die Zirkel der Großen einführen lassen, die er überhaupt nicht liebte, wenn nicht höhere Zwecke sie ihn aufsuchen hießen; nichts destoweniger war es dem Baron Terschburg gelungen, sich näher mit dem griechischen Fürstensohn bekannt zu machen. Tertullian hatte die Menschen kennen lernen, er vertraute keinem gar leicht, doch war der junge Hellene auch nicht Misanthrop, er liebte gesellschaftliche Mittheilung und wußte, in wie fern gewöhnliche im Gasthofe geschlossene Bekanntschaften zu kultiviren, es rathsam blieb oder nicht.

Dieser Terschburg hielt Sarvathy übrigens für nichts weiter als einen wohlhabenden Lebemann und übrigens

ganz unschädlichen Menschen; er suchte dessen Gesellschaft so wenig, als er sie vermied, da aber der Baron sich sichtbare Mühe gab, dem jungen vornehmen Griechen aufmerksame Gefälligkeit zu erweisen, so glaubte Tertullian, mit Artigkeit und geziemender Anerkennung demselben begegnen zu müssen, und so machte sich, ganz wie von ungefähr, zwischen den jungen Männern eine Art vertrauten Verhältnisses.

Oft schon hatte Terschburg unserm Helden angelegen, ihn doch in die eine oder andere Gesellschaft zu begleiten, in welche er den Prinzen einführen wollte, allein Tertullian hatte das Ansinnen immer höflich, aber mit Bestimmtheit abgelehnt. Er gedachte sich nicht zu Dresden in dieser Art zu ensiliren, denn die angenehmste Zerstreuung gewährten ihm Ausflüge in die romantische Umgegend; Genüsse höherer Art aber fand er in den zahlreichen Kabi-

netten der Kunst, des interessanten vis à vis gar nicht zu gedenken.

Eines Abends aber trat der lebenslustige Baron, ballmäßig kostümirt, in Tertullians Gemach. „Mein Prinz! hub er an, oft haben Sie mir die Bitte abgeschlagen, mich in irgend eines der hiesigen guten Häuser zu begleiten, doch was gilt die Wette, Sie zeigen sich heute geschmeidiger, als gewöhnlich?"

Wetten Sie nicht, lieber Terschburg! erwiederte Sarvathy lächelnd, ich fürchte — Sie möchten verlieren.

„Nun wohlan denn, nahm der Baron scherzend wieder das Wort, es sei darauf gewagt. Ohne Umschweife! — eine vornehme fremde Dame, welche gegenwärtig in Dresden lebt, und die Ihnen so wenig unbekannt geblieben ist, als Sie ihr, giebt heute einen Thé dansant, und die Dame, mein Prinz! wünscht Sie bei sich zu sehen."

Tertullian stutzte, dann sprach er kleinlaut: Mein Gott! ich kenne ja hier Niemanden, bin nirgend eingeführt, die fremde Dame —

„Ist Ihr reizendes vis à vis, die junge Gräfin Pinuccini, mein schöner Prinz!“ rief Terschburg laut lachend aus.

Sarvathys Wangen deckte plötzlich hoher Purpur; vergebens strebte er seine Verlegenheit zu verbergen, doch mitleidig kam ihm der Baron zu Hülfe, indem er unbefangen sprach: „Sie besitzen zu viel Welt, Prinz! als daß Sie die Einladung der Gräfin auszuschlagen vermöchten — ich weiß das. Hurtig, kleiden Sie sich an, in einer Stunde hole ich Sie ab,“ und mit diesen Worten hüpfte Terschburg, ohne eine Antwort abgewartet zu haben, aus der Stube.

Ganz seltsam war unserm Helden zu Muthe, als er sich allein sah; er wußte

nicht recht, ob er wache oder träume. Zusammenhängend vermochte er nicht zu denken, doch soviel ward ihm klar, die Einladung der Gräfin durfte nicht unbeobachtet bleiben; er rief dem Kammerdiener, befahl die neueste, die glänzendste Uniform aus den Koffern hervorzulangen, und dann kleidete er sich ungemein sorgfältig an, allein es bebten die Glieder des jungen Mannes, wie nie, als er einst vor den Batterien der Gallier gestanden.

Endlich war der Anzug ängstlich genug zu Stande gebracht, die bestimmte Stunde war längst verstrichen, vom Palais herüber, welches die Gräfin bewohnte, tönte bereits die rauschende Musik des Tanzes — der Baron erschien immer noch nicht.

Höchst unruhig, mit Gefühlen des Widerspruches im Busen, maß Tertullian, bald schnell bald langsam schreitend, die Stube. Eine unerklärliche Stimme der

Seele rief ihm beständig und dringend zu: „Fliehe, flieh' die Italienerin," und ein anderes heftiges und leidenschaftliches Gefühl ließ ihn kaum die Minute erwarten, in welcher er der reizenden jungen Gräfin nahen sollte. Mühsam wurde jene Seelenstimme endlich zum Schweigen gebracht, da erschien endlich Terschburg.

Der Baron schimpfte selbst über sein langes Verweilen, welches ein unvorhergesehener Zufall herbeigeführt hatte, und zog den zagenden Hellenen ungestüm von dannen.

Einigermaßen hatte sich Tertullian nun dennoch gefaßt; er fragte im Gehen: „Aber, bester Terschburg! sagen Sie mir nur, wie kommt die Gräfin dazu, mich, den ihr ganz Fremden, zu einer Fete zu bitten?"

Mein Gott! was ist dabei weiter? — erwiederte der Baron beinahe unwillig — Sie wohnen der Gräfin vis à vis, sind

ihr aufgefallen — sie hat sich nach Ihrem Stande erkundigt, mein Prinz! nun aber ist die Gräfin eine geniale Dame, eine heitere Wittwe, über kleine Bedenklichkeiten und Vorurtheile ihres Geschlechtes erhaben; wahrscheinlich bedauerte Sie den jugendlichen Fremdling, den sie immer zu Hause sitzen sah, wollte gastfreundlich ihn Antheil nehmen lassen an einer gesellschaftlichen Zerstreuung und so weiter — ich denke mir das so, bin zwar ein Hausfreund der Gräfin, aber nicht der Vertraute ihrer Seele.

Der etwas ungefällige Ton, in welchem diese Aufschlüsse gegeben wurden, würde dem Prinzen anderwärts aufgefallen sein, doch in seiner gegenwärtigen Zerstreuung achtete er nicht darauf.

Man war jetzt drüben angekommen; die Flügelthüren sprangen auf, man trat in die blendend erleuchteten Säle.

Die Theetische waren bereits aufgehoben, leichte Paare drehten sich in wirbelnden Kreisen.

Der Baron fragte die Diener nach der Wirthin des Hauses, man deutete nach einem kleinen Kabinette, welches die lange Enfilade glänzender Gemächer schloß.

Lächelnd ergriff Terschburg seinen träumenden Freund bei der Hand, indem er ihn nach dem bezeichneten Orte führte.

In der That fand man die Gräfin in dem Kabinette. Eine einzelne argandsche Lampe verbreitete dort nur ein liebliches Helldunkel, in dem sich die üppige Schwarzbrünette, auf einem schwellenden Divan hingegossen, fürwahr ungemein reizend ausnahm.

Das Kostüm der Dame war heute nach morgenländischer Art geordnet, und kleidete ganz vortrefflich. Der ponceau-rothe Turban paßte sehr gut zu dem dunkeln

Haar und ihrer brünetten Hautfarbe; eine kostbare brillantene Agraffe befestigte eine herrliche Straußfeder an dem Turbane.

Ein enges Unterkleid von weißem Seidenzeug umfloß die runden Hüften; die kurze, zierliche, schwarzsammtne und weit ausgeschnittene Tunica aber starrte von Silber und Perlen; — die drei obersten Schleifen des Oberkleides waren offen gelassen, und ließen zwei milchweiße wogende Hemisphären erblicken, wie man sie wohl nie lockender erschauen konnte.

Die Italienerin erhob sich ein wenig, als die Herren eintraten. Der Baron sprach, den schönen jugendlichen Husarenoffizier präsentirend: „Meine gnädige Gräfin — der Prinz Sarvathy aus Griechenland,“ und mit diesen Worten entfernte er sich schnell.

Etwas verlegen stotterte Tertullian: Ungemein glücklich, Ihro Gnaden, schätz

sich der Fremdling. — „Ei was, unterbrach Signora den Griechen freundlich lächelnd, wir sind uns längst nicht mehr fremd geblieben, mein Prinz! wir wohnen schon mehrere Wochen einander gegenüber, und wir wollen es nur gestehen, ein interessantes vis à vis bildet zugleich eine stumme und eine beredte Gesellschaft, man gewöhnt sich so zusammen, ich weiß nicht wie — und ohne je Worte gewechselt zu haben, ist man sich keinesweges fremd, man vermißt etwas, wenn man einmal gegenüber nicht wie gewöhnlich die Züge der wohlbekannten Physiognomie erblickt, und —“

Sie geben den Gefühlen meiner Seele Worte, Gräfin! rief Tertullian mit funkelnden Augen, und in demselben Augenblicke ertönte draußen im Saale neuerdings rauschende Musik.

Es war ein von unserm Prinzen nie gehörter, ein ganz neuer ebenfalls in mor=

genländischem Geschmacke gesetzter Walzer, von Cymbeln und Triangel *) begleitet.

Anmuthig wandte sich die Italienerin zu ihrem Gaste, indem sie mit ihrer melodischen Stimme lispelte: „Diese Musik hat mir Spontini, mein genialer Landsmann, geweiht; es heiße der Tanz, mein Prinz! Ihnen zu Ehren von heute an — der Hellenenwalzer.“

Signora reichte dem Griechen mit vieler Grazie die runde, kleine Hand, er führte seine Dame hinaus in den Saal, und sie flogen verschlungen — das schönste Paar von allen, durch die schimmernden Reihen.

---

*) Es ist hier von demselben Walzer die Rede, den man nun beim Hofjäger im Thiergarten zu Berlin, auf dem Linkischen Bade zu Dresden, und allerwärts bis zum Ueberdrusse klimpern hören muß; dazumal war er noch nicht im großen Publikum.

O Himmel! wie wonniglich ward unserm Tertullian zu Muthe, als seine Arme die schwellenden Formen der üppigen Italienerin umfingen; Feuer rieselte in seinen Adern, es flimmerte seltsam vor seinen Augen und ihm verstrich der Rest der Nacht, immer nur mit der Gräfin tanzend, wie ein Augenblick, und als er gegen Morgen nach Hause kam, sank er in den Schooß rosichter Träume.

Erst gegen Mittag erwachte der Prinz; schon ließ sich jene bessere Stimme von gestern in seinem Innern nicht mehr vernehmen, es hatte die Macht wilder Leidenschaft gesiegt, seine üppige Phantasie beschäftigte sich einzig und allein nur mit der schönen Italienerin.

Sorgfältig wie am Abend zuvor kleidete sich Sarvathy wieder, doch heute nicht in Uniform; ein geschmackvolles mo=

disches Negligee wurde gewählt, und also kostümirt schritt der Hellene hinüber in der Gräfin Palais zwar mit klopfendem Herzen, doch viel kühner als gestern.

Signora saß gerade an der Toillete, nichts destoweniger wurde der Besuch, der erwünschte, ungemein freundlich angenommen. Tertullian trat ein, allein noch viel seltsamer als am vergangenen Abend wurde ihm zu Muthe. Viele der glänzendsten Reize jener üppigen Brünette stellten sich gänzlich unverhüllt dem Auge des unverdorbenen Jünglings dar; er erröthete, wurde verwirrt, und war kaum im Stande, die gewöhnliche Anstandsfrage nach dem Befinden der Dame, und wie der Ball bekommen, hervorzustottern.

Viel gütiger noch als gestern in Gegenwart so vieler Zeugen sah sich heute der Prinz von Signora, unter vier Augen, be-

handelt. Er wurde genöthigt, zur Mittagstafel zu bleiben, bei der er sich mit der Gräfin ganz allein befand.

Sarvathy bekam Gelegenheit, im gleichen Grade wie ihre körperlichen Reize jetzt auch der Dame sinnigen Witz und scharfen Verstand zu bewundern. Signora ließ sich unter andern vernehmen: „Ich bin eine Römerin, mein Prinz! — mein Volk ist einmal untergegangen, nie kann es wieder erstehen, allein der Keim hellenischer Hoheit ist keinesweges gänzlich erstickt, er wird zu seiner Zeit treiben und herrliche Früchte tragen. Unsere Altvordern — fuhr die schöne Philosophin redend fort — waren grimmige Feinde, allein nicht auf uns soll ihr Sinn vererben, denn ich denke, lieber Sarvathy! wir beide wollen recht gute und treue Freundschaft halten.“ — Signora reichte bei diesen Worten mit holder Anmuth und einem unbeschreiblich

sprechenden Feuerblicke dem Gaste die schöne Hand über dem Tische, und auf Tertullian wirkte die leise Berührung wie ein elektrischer Schlag, der in einem und demselben Momente alle, selbst die feinsten Fibern erschüttert.

Beim Weggehen wurde der Prinz von Signora angelegentlich gebeten, seine Besuche recht oft zu wiederholen, und zu stark war der Reiz, zu nahe die Gelegenheit, als daß der Hellene es vermocht hätte, solche Einladung, die offenbar mehr als höfliche Form war, unbeachtet zu lassen.

Immer häufiger wurden Tertullians Besuche bei dem schönen vis à vis, und immer länger dehnte sich die Dauer dieser Rendezvous aus, bis es endlich dahin kam, daß der Hellene den größten Theil seiner kostbaren Zeit drüben bei der Gräfin vollbrachte.

Stets befand man sich allein, denn Signoras vertraute Zofe wußte störenden Unterbrechungen vorzubeugen; dem verblendeten Jünglinge verflossen Stunden, wie Augenblicke, und schon war es so weit gekommen, daß der Gräfin runde, kleine Hand stets in der des Prinzen ruhte, wenn man halbe Tage lang neben einander im Sopha saß.

Künstlich und besonnen hatte die verbuhlte welsche Sirene ihre Netze um den schönen jungen Griechen gespannt, allein so einladende und verführerische Situationen Signora auch herbeizuführen wußte, Tertullian blieb im eigentlichsten Sinne des Wortes noch immer nicht in den aufgestellten Schlingen hängen; denn nur wenn der erste Schritt geschehen, schreitet man rasch fort auf der breiten Bahn der Wollust und des Lasters, allein unverdorbene, edle Seelen zum Ausschreiten zu verleiten, geht doch nicht

so schnell, wie Romanenschreiber es gewöhnlich darstellen. Indeß war es nur noch eine ungemein dünne Rinde, welche vom Vulkane der Schmach trennte, und auf der unser Fürstensohn in sorgloser Unbefangenheit schlummerte.

VII.

Non est amarum, quo reformatur salus.

Prudentius.

(Das ist nicht hart, wodurch das Heil uns wiederkehrt.)

Frommen Sinnes voll fehlte der griechische Prinz während seiner Anwesenheit zu Dresden keinen Sonntag in dem berühmten herrlichen Tempel der Katholiken.

Einst stand Tertullian während der Predigt auf der linken Seite, in der Gegend, wo die Frauen und Jungfrauen zu sitzen pflegen, an einen Pfeiler gelehnt, und vertieft im Anschauen des hohen Altargemäldes, eines Meisterstückes, welches allein schon seinen Schöpfer, den großen Mengs, unsterblich machen würde.

Der Hellene war ein eifriger Jünger der Kunst, doch zum erstenmal ergriffen ihn die Schönheiten jenes Gemäldes so ungemein und mächtig, daß er in einer Art von Verzückung stand, und erklärbar wird dieser Zustand eines Enthusiasten in den Regionen der göttlichen Kunst dem sinnigen Leser nur werden, wenn es uns vergönnt bleibt, mit einigen wenigen Zügen in unserer eigenthümlichen Manier das erwähnte Meisterstück zu würdigen.

Das Altarblatt hat ungefähr 16 Ellen Höhe und 5 Breite. Wir bewundern hier die Versinnlichung einer der sublimsten aller sublimen Ideen — sie gehört ursprünglich dem Epicur an — einer Idee, welche schon Cicero mit dem bedeutungsvollen Worte: unbegreiflich zu bezeichnen strebte.

Gott der ewige Vater erscheint uns zwar im ersten Augenblicke — als ein

körperliches Wesen, allein je länger unser Auge auf diesem Theile des Gemäldes haftet, in einem desto höhern Grade verschwindet der Gottheit materielle Gestalt, ihre Formen scheinen im Aether zu zerfließen, eine leise Ahnung des Uebersinnlichen durchfleucht unsere Seele, und jene Begriffe des Wundersamen, zu welchen vielleicht keine noch so gelehrte Parabel orthodoxer Catecheten leiten konnte, werden uns plötzlich klarer durch den Zauber des Mengsischen Pinsels.

Der Nimbus des Urvaters, aus lieblichen Engelgruppen bestehend, scheint mit zu verschmelzen im wundersamen Cyclus der kaum begreiflichen Körperlosigkeit.

In Mitte des Gemäldes stellt sich uns die bedeutendste Hauptfigur des Ganzen in der siegenden Glorie der unerreichten Kunst dar; es ist die Gestalt des Gott-Menschen. Man nimmt es deutlich wahr,

daß der Heiland ohne fremden Impuls, durch eigene Kraft, in den Aether, in dem er nun schwebt, sich erhob; der herabhängende Saum seines schweren Mantels bezeichnet auf höchst sinnige Art gleichsam den Kampf des Himmlischen mit dem Irdischen. Die gewählte Attitüde, in welcher wir Christum hier erblicken, war selbst für eines hohen Meisters geweihten Pinsel unverkennbar eine ungemein schwierige Aufgabe, welche aber mit seltenem Glücke gelöst wurde. Mengs scheint sich hier hinsichtlich der richtigsten Zeichnung und der Freiheit des Kolorits selbst übertroffen zu haben: die Handlung, in der wir des Heilandes herrliche Gestalt erblicken, bezeichnet der Charakter einer höchst lieblich ansprechenden Passivität, und selbst die Verklärung konnte von der noch menschlichen Form des Körpers nicht gänzlich die Spuren der Mattigkeit und Auflösung verwischen, welche

die kurz vorhergegangenen entsetzlichen Martern nothwendigerweise nachlassen mußten, allein unnachahmlich bleibt dieser leise und zart angedeutete Uebergang des Menschen- ins Gottthum.

Nicht weniger meisterhaft und kraftvoll sind die an der Erde gefesselten Gruppen ausgeführt. Des Heilandes schwebende Gestalt beschattet auf der linken Seite des Gemäldes die Figur Jakobs und mehrerer anderer Apostel, eine Anordnung, die eine bewunderungswürdige Wirkung veranlaßt, deren Ursache der Laie vergebens zu ergründen strebt. Im Vordergrunde dieser Seite liegt Johannes auf einem Knie; seine ganze Haltung, das Hinneigen des linken Armes gegen die Erde, das beinahe sichtbare Zittern der matt erhobenen Rechten, der sanfte Schmerz in den reinen Zügen der schönen Physiognomie, drücken die tiefe Trauer über das Entschwinden des

Lehrers aus, in der höchsten Potenz ist hier der Seelenschmerz gleichsam personificirt, und seine Stärke scheint den zarten, gefühlvollen Jünger erdrücken zu wollen.

Rechts, beinahe in Mitte des Tableaus, kniet Petrus, dem Schauer den Rücken zuwendend. Mit kräftigen Zügen wird die ganze Eigenthümlichkeit dieses männlich-kühnen Apostels hier wieder gegeben. Eine lebhafte Handlung, das glühende Gesicht, die Ausspannung der Muskeln an den erhobenen Händen zeugt von der Heftigkeit des Affects. Petrus scheint gleichsam in einem verwegenen Kampfe mit dem Schicksale treten, und gewaltsam den geliebten Meister hienieden fest halten zu wollen.

Auf der eigentlich rechten Seite steht Maria, eine majestätische Gestalt, in erhabener Ruhe. Die hohe Seele scheint so eben den Sieg über den Schmerz, den des

Sohnes Verlust hervorgebracht, zu gewinnen; die edlen Züge des Gesichtes sprechen klar aus, daß die Mutter ganz des Heilandes Verherrlichung zu fassen vemag.

Hinter Maria kniet die lieblich sich darstellende Sünderin, Magdalena; die weichen Formen des üppigen, weiblichen Körpers hauchen Correggios ganze Grazie wieder. Mit einem Worte: Zusammenstellung, Verbindung und Ausführung, Faltenwurf und Bekleidung, Zeichnung und Farbengebung endlich behaupten in Mengs Himmelfahrt solche entschiedene Vorzüge, daß man, außer unserm Hellenen, täglich Fremde vor dem Altarblatte bemerken kann, die durch solche Kunstsprache entzückt, ihrer selbst vergessen.

Die Predigt nahete sich bereits ihrem Ende, als der Prinz endlich, wie aus einem Traume erwachend, die Blicke vom Gemälde abwendete, und von jener Verzückung

wieder zu sich selbst kam, in welcher er mit Mengs hehrem Genius geschwelgt hatte.

Zufällig schweiften Tertullians Augen über die Reihen holder, frommer Jungfrauen hin, an deren Seite er stand, da fiel ihm, in Mitte derselben, ein zartes Mägdlein ganz ungemein auf; es überstrahlte wie des Morgensternes reines Licht im blauen Aether die übrigen Sternlein alle, deren Glanz matt und immer matter erbleichen mußte, ob der Pracht, welche jenes Meteor verbreitete.

Die Jungfrau, welche des Hellenen Aufmerksamkeit plötzlich in einem solch' hohen Grade beschäftigte, zeichnete nur eine herrliche Gestalt und eine ungemein anmuthige Haltung und Kleidung vor den vielen reizenden Schwestern, welche sie umgaben, aus, denn das Gesicht bedeckte ein dichter, zwiefacher weißer Schleier, doch hätte sicher Jedermann, die Verschleierte beachtend, hoch

und theuer geschworen, es müsse auch ihr Gesicht ein Abglanz himmlischer Schöne sein, denn in solchen Fällen leitet uns eine gewisse Ahnung, welche zwar Gecken oft genug, seltener aber ein tiefes Gefühl trügt.

Ein himmelblaues Kleid von seidenem Zeuge umfloß die zarten, herrlichen Gliedmaßen der Verschleierten, den jungfräulichen Busen aber verhüllte, gar züchtiglich, eine Fraise von kostbaren weißen Kanten bis hinauf an den lieblichen Schwanenhals, und den Alabasterähnlichen Nacken; ein silberner Gürtel schlang sich bildlich um die runden Hüften; lange üppige Locken, an Farbe dem lautersten Golde gleich, ringelten sich bis auf den keuschen Busen hernieder, und auf dem Haupte strahlte ein deamanten Diadem. Wie eine geheime Macht zog die verschleierte Jungfrau unwiderstehlich den griechischen Jüngling an, kein Auge vermochte er von ihr zu wenden, sie

stellte sich ihm dar wie des Himmels hohe Königin.

Es sprach der Pater auf der Kanzel, ein silbergrauer Ehrfurcht einflößender Greis, voll Salbung und Würde über den Text: „Wer sich erniedrigt, wird erhöhet, und wer sich erhöhet, wird erniedrigt werden.“

Rührend schilderte der hochwürdige Vater am Schlusse der Rede noch das Seelenglück frommer, reiner Wesen, deren demüthige und christlich-hochsinnige Ergebung in den göttlichen Willen kein herber Sturm hienieden zu beugen vermöge, und die dereinst in hehrer Glorie triumphiren würde über Bosheit und irdischen Stolz.

Sichtlich bewegt und ungemein aufmerksam hing der Verschleierten Ohr an des Paters Munde, und Tertullian bemerkte ganz deutlich, wie der Jungfrau schönes kleines Händchen unter die Schleier sich stahl, die in Fülle fließenden Thränen

zu trocknen; der Jüngling theilte der Verhüllten hohe Rührung, sein schwarzes Auge füllten gleichfalls Thränen.

Mit einem vielsagenden Blicke zur Höhe hatte der heilige Mann sein Amen nun gesprochen, die Gläubigen erhoben sich alle von ihren Sitzen im Staube zu knien vor dem allmächtigen Herrn der Welten, der gottesfürchtige, fürstliche August betrat seine Loge, Trommeten schmetterten, Pauken wirbelten, in vollen Akkorden tönte die große Orgel, Weihrauch duftete, mächtiglich und ergreifend erklang das Hosianna der reinen Diskant- und Altstimmen — da nahm die Jungfrau im himmelblauen Gewande das Betbüchlein, mit blinkendem güldenen Schnitte, in rothen Maroquin zierlich gebunden, zum Händchen, die andere schöne Hand schlug sittiglich und anmuthig die Schleier zur Höhe, ein himmlisches Antlitz war enthüllt, und

Tertullian erkannte in demselben die unvergeßlichen Züge — der leipziger Jungemagd.

Unbeweglich wie eine Bildsäule stand der Hellene; sein Auge starrte nach dem so seltsam wiedergefundenen lieblichen Wesen hin, und ganz und gar schien er dem diesseitigen Leben entrückt. Theodora, ganz Andacht, hatte den Prinzen keinesweges wahrgenommen, der durch ein leises Klopfen auf die eine seiner Schultern sich plötzlich aus seinen Träumen erweckt sah. Sarvathy fuhr auf; ein hagerer, alter Mann, mit blassem eingefallenen Gesichte und finsterm Blicke, in königliche Liverei gekleidet, einen langen Stab mit großem silbernen Knopfe in den Händen, stand vor ihm. Es war der Kirchendiener, welcher den Fremden höflich bedeutete, der hier im Gotteshause eingeführten Sitte gemäß, auf die andere, für das männliche Geschlecht

bestimmte Seite zu treten, denn nicht sollte die zu große Nähe einer Mannsperson die Andacht frommer Frauen abziehen oder stören.

„Nur einen Augenblick noch, bester Freund!" bat der Grieche, allein der Kirchendiener, kalt seine Pflicht erfüllend, schüttelte mißbilligend und ernst das Haupt, drängte und drängte, bis nothgedrungen der arme Prinz sich endlich zu weichen fügte.

Die Gänge der andern Seite waren von Offizieren, Fremden, und andern Leuten erfüllt, und es war dort solch' großes Gedränge, daß Tertullian, trotz aller Mühe, welche er sich gab, durchaus nicht in die erste Reihe gelangen, und die Jungfrau im himmelblauen Gewande wieder zu Gesichte bekommen konnte.

Noch einige verzweifelte Versuche wagte der Hellene, sich hinüber zu schleichen in

die verbotene Region der Frauen, allein vergebens! — der düstere, hagere Kirchendiener mit dem langen Stabe war ein aufmerksamer Wächter, und keine Bitten, keine Versprechen konnten ihn bewegen, nur ein Haar breit von seiner Pflicht abzuweichen.

Endlich ging der Gottesdienst zu Ende, und Sarvathy eilte, vor des Tempels Pforte Posto zu fassen; viele Huldgestalten zwar schwebten an ihm vorüber, aber wieder vergeblich späheten seine sehnsüchtigen Blicke nach der Jungfrau im himmelblauen Gewande; ziemlich spät besann sich unser Held, daß noch mehrere Ausgänge aus der Kirche führten, er rannte von einem zum andern, allein mit nicht besserem Glücke theilte er seine Aufmerksamkeit.

Keine Ruhe mehr hatte Tertullian; durchaus wollte er das Mädchen seiner Seele noch einmal sehen, alle ehemalige

Rücksichten schienen vergessen, er blickte jeder Dame, welche ihm auf der Straße begegnete, in's Gesicht, und endlich verlangte er vom Polizei-Büreau Aufschluß, wo eine reizende Jungfrau mit herrlichen blauen Augen, welche sich Theodore nenne, und vor einigen Jahren in Leipzig als Jungemagd gedient, in Dresden wohl aufzufinden sein möchte.

Die Herren auf der Polizei hielten den Fremden wahrscheinlich für verrückt, denn sie lachten ihm geradezu in's Gesicht.

Abends wurde im Theater am Linkischen Bade — es war zur Zeit des Sommers — eine neue Oper von Rossini gerade zum erstenmale aufgeführt; der Hellene betrat jenes Schauspielhaus nur in der Hoffnung, Theodoren vielleicht dort zu erblicken, denn der Anschein hatte dargestellt, es dürfte die leipziger Jungemagd sich hier in ganz andern

Verhältnissen, als einst in jener Stadt befinden, allein abermals sah sich der Prinz in seiner Hoffnung getäuscht; seine Argusblicke schweiften im Parterre, in den Logen — allerwärts umher, aber nirgends zeigte sich eine Spur von der frommen, anmuthigen Jungfrau im himmelblauen Gewande.

Welch' enthusiastischer Verehrer der Kunst, und namentlich der Musik Tertullian auch war, heute vermochten selbst des genialen Rossini liebliche Zaubertöne ihn nicht anzuregen, und er verließ noch vor Ende des ersten Aktes das Haus.

Dicht am rechten Ufer der Elbe führt ein einsamer Fußsteig vom Linkischen Bade zurück in die Residenz.

In Gedanken tief versunken schlug der Prinz diesen Pfad jetzt ein. Es war an einem schwülen Abende; von Westen her

aus dem Meißenerthale zogen, gleich furchtbar drohenden Heeren, schwarze Gewitterwolken, doch unser Held, immer vorwärts wandelnd, wurde nichts davon gewahr.

Der erwähnte Fußsteig, auf welchem Tertullian wallte, führt über bedeutende, alte und hohe Bastionen und Festungswerke, welche insgesammt in der Volkssprache: Bärschanze oder der Bär *) genannt werden.

Als der Prinz die eine dieser Schanzen erstiegen hatte, rüttelte ihn ein höchst seltsamer Anblick gewaltsam aus seinen Träumereien auf.

An einem der häufig in dieser Gegend umher liegenden großen Sandsteinstücke saß ein altes Weib in jener ungewöhnlichen Kleidung, welche offenbar an die

---

*) Ursprünglich wohl Baierschanze, von ihrem Erbauer, welcher Bajer hieß.

der Tschinganehs *) auf Morea mahnte.

Unheimliche Gefühle vermochte des Weibes Anblick zu erregen; denn die schmutzig gelbe Hautfarbe, die langen, grauen, unordentlich um das Haupt hängenden Haare, das runzlichte, höhnische Gesicht, die kleinen, blinzenden grünlichten Augen nebst den langen dürren Armen, und der verwachsenen Gestalt verliehen der Erscheinung in der That etwas widerliches, ja beinahe grauliches.

Das Weib hatte das Nahen eines Wanderers nicht bemerkt, und sang mit gellender Stimme in der dem Prinzen keineswegs ganz unbekannten Sprache der Tschinganehs und ihrer gewohn-

---

*) So werden in einigen Gegenden des Peloponnes die dort lebenden Zigeuner genannt.

ten monotonen Weise ein Lied, dessen Sinn ungefähr anzugeben man hier versuchen will:

„Hellas! meine feste Burg — *)
Mit den hohen lichten Hallen,
Ach, in Staub bist du zerfallen!
Soll dein Volk zu Grunde gehen? —
Wann wirst du aus Staub erstehen?
Hellas! — du entehrte Braut!

Hellas! alte Siegerin —
Rette, rette bald die Deinen,
Sieh' wie sie als Sklaven weinen,
Räche unsre tiefe Schande,
Gieb' die Freiheit deinem Lande,
Stürze der Osmanli Reich!

Hellas! kühne Streiterin!
Horch, dort in den Bergen oben,
Hört man schon die Stürme toben,
Laß' uns für die Freiheit streiten,
Komm, uns in den Kampf zu leiten,
Hellas! unsre Zuversicht! —

*) Diese wenigen Stanzen sind in der That einem neugriechischen Nationalliede nachgebildet.

Leicht mag der Leser ermessen, in welches Erstaunen es unsern Sarvathy versetzen mußte, solche eigenthümliche Töne unfern Dresden zu vernehmen.

Das Gewitter war herauf gezogen, zischend kreuzten sich die Blitze; furchtbar rollte der Donner, und höher gingen unten am Fuße des Waldes die Fluthen der unruhigen Elbe.

Jetzt rief Tertullian romaisch dem Weibe zu: „Bist du in der That eine Tschinganehsin? in welcher Gegend auf Morea bist du geboren, und welcher seltsame Zufall führte dich in diese fernen Lande?"

Nicht ohne Verwunderung wandte die Alte das Haupt, als sie ihres Vaterlandes Sprache plötzlich vernahm; sie betrachtete den vor ihr stehenden jungen Mann mit großer Aufmerksamkeit, und sprach endlich nach einer langen Pause:

Ja wohl bin ich eine Tschinganehsin, und zwar auf Maina zu Hause, aber wer seid denn Ihr, feiner, junger Herr?

Unwillkührlich erwiederte der Prinz: „Ich bin dein Landsmann Tertullian Sarvathy, des regierenden Fürsten Basilius erstgeborener Sohn.“

Kaum hatte unser Held diese Worte ausgesprochen, da fuhr die Alte wild, und wie eine Rasende auf; hohe Röthe färbte ihre eingefallenen Wangen, Feuer sprühten ihre grünen Augen, sie raufte ihre grauen Haare, und indem sie wüthend den Boden stampfte, schrie sie kreischend und fürchterlich:

„Ja, ja es sind die Züge des Basiliskengeschlechtes — verflucht diese Sarvathys, diese Kronenräuber! — Kutupharis Blut muß über Maina herr-

schen, denn unter ihm allein erwarten Segen und Heil meine Berge."

Während dieses leidenschaftlichen Aufrufes hatte die alte Tschinganehsin sehr emsig alle um sie her liegende Steine in ihrer Schürze gesammelt, und indem sie nun diese Steine sehr heftig auf eine Stelle zusammen an die Erde warf, rief sie noch wilder aus: „Fluch — tausendfacher Fluch diesen Sarvathys — den höllischen Geistern weihe ich die Brut, zu Grunde mögen sie Alle gehen, um als Uricolacas *) zum Entsetzen der Lebendigen wieder zu kehren."

---

*) Unter den Griechen, und vorzüglich unter den auf Morea lebenden Zigeunern herrscht ein alter, höchst seltsamer Gebrauch. Wenn sie durch ihre Unterdrücker, die Türken, zum ärgsten gereizt, oder auch von sonst Jemanden schwer beleidigt werden, so weihen sie ihre Feinde auf folgende Art der Hölle. Man giebt irgend

Den Prinzen überlief es kalt, doch schnell sich wieder ermannend, fragte er mit ziemlicher Ruhe: Unglückliche! was haben dir die Sarvathys zu leide gethan, daß du so schrecklich ihrer fluchest? — Was fabelst du von den Kutupharis;

---

einer Stelle einen Schmähnamen, die man verwünscht, indem man den Verfluchungsstein darauf wirft; die Freunde des Verfluchers alle unterlassen nicht, ihren Stein, wenn sie an dem Orte vorüber gehen, beizufügen, und so erhebt sich dann in kurzer Zeit ein bedeutender Steinhaufen. Nach dem Volksglauben bewirkt diese Verwünschungsceremonie, daß der Verwünschte selbst ein Uricolacas d. i., ein nach dem Tode Wiederkehrender wird, dessen Leichnam im Grabe nicht verweset, und der seiner hinterbliebenen Familie Unglück aller Art verursacht. Genau scheint übrigens dieser Aberglaube, mit jenem des Vampirism zusammen zu hängen, der sich allgemein im Orient verbreitet hat. Dieser Stoff wurde bekanntlich voll hoher Genialität von dem berühmten Lord Byron behandelt.

längst ja ist Zanetachi Kutuphari todt und sein Stamm gänzlich ausgestorben?

„Du lügst, erwiederte die Ziegeunerin, dann fügte sie langsam und feierlich mit erhobener Stimme, und wie vom Geiste der Seher ergriffen, noch bei: Ein Sprößling aus Kutupharis Geschlechte lebt, und er wird sich erheben auf den Thron der Mainoten, so wahr Gott im Himmel herrscht."

Ein heller Blitz erleuchtete in diesem Momente die Gegend, dem schnell ein furchtbarer Donnerschlag folgte. Tertullian stand betäubt, und als er sich wieder erholte, war die räthselhafte Tschinganehsin bereits verschwunden; der Prinz eilte nach, allein vergebens strebte er die Spur der Alten aufzufinden.

Verhängnißvolle Ereignisse hatte der Hellene an diesem Tage verlebt, und dar-

über sinnend legte er den Rest des Weges nach der Stadt zurück.

Als Sarvathy die Straße, in welcher er zu Dresden wohnte, erreicht hatte, vernahm er aus den Fenstern der schönen, jungen Gräfin Pinuccini der Dame wohlbekannte hellklingende Stimme; sie sang des Prinzen Lieblingsromanze, indem sie sich selbst mit der Guitarre begleitete.

Noch immer in tiefen Gedanken, und mehr dem Zuge der Gewohnheit folgend, als mit Ueberlegung schritt Tertullian hinan zu den Gemächern der Italienerin, und, wie gewöhnlich, sah er sich auch heute ungemein freundlich von der Gräfin aufgenommen.

Es war gar nicht zu leugnen, die üppige Schwarzbrünette nahm sich diesen Abend verführerischer und reizender als je aus. Ein feines, weißes, knapp anliegen-

des und sehr geschmackvolles Nachtnegligee ließ die runden, vollen Formen des zur Wollust gebauten Körpers nur noch bedeutender hervortreten, das Röckchen reichte nicht so weit hernieder, um die vollen Waden und das niedliche Füßchen neidisch zu bergen, die herrlichen Arme stellten sich bis zur Schulter entblößt dar, und da die Dame, der schwülen Gewitterluft halber, das Tuch abgelegt hatte, so stellte sich der wogende üppige zur Höhe strebende Busen, der runde Nacken und Hals, ohne alle Hülle, in ihrer ganzen natürlichen Schönheit dem Auge dar, und die aufgelösten dunkeln Haare, welche in Fülle und reizender Unordnung diese Partien beschatteten, trugen nur noch dazu bei, ihre Reize und das blendende Weiß derselben zu erheben.

Die ausgelernte Kokette spielte doch ein wenig die Betroffene, als der männliche Hellene sie also überraschte. „Wie Sie

mich erschreckt haben, loser Prinz!" rief sie aus, indem sie, holde Scham zu erkünsteln suchend, einen kostbaren türkischen Shawl um sich warf, und sich so geschickt mit demselben drappirte, daß ihre lockenden Reize nur mehr erhoben, als verborgen wurden.

Es hatte sich Tertullian schweigend und erröthend abgewendet; Signora aber schien dieses nicht bemerken zu wollen, sondern ließ sich mit ihrer freundlichen, fürwahr bezaubernden Unbefangenheit sogleich wieder vernehmen: „Eigentlich, lieber Prinz! ist mir doch lieb, daß sie kamen, das Gewitter verhinderte mich auszufahren, und die Zeit fing an, mich zu drücken. Aber wo steckten Sie denn, ich sah Sie ja den ganzen Tag nicht zu Hause? — Apropos! ich habe diesen Morgen ein Geschenk an Wein erhalten, es soll Ihr Landsmann sein, und aus der Insel Chios

kommen, Sie müssen ihn durchaus sogleich kosten, Prinz! um seine Aechtheit zu erproben."

Nach diesen Worten entsiegelte die Dame mit den kleinen schönen Fingerchen behende eine Flasche, welche neben mehrern andern und einem großen silbernen Pokale auf einem Nebentische stand, wo sie recht geflissentlich den Hellenen zu erwarten hingesetzt worden zu sein schien.

Einigermaßen mißmüthig sprach Sarvathy: „Lassen Sie doch, Signora! ich habe heut gerade wenig Lust zu trinken — ein andermal."

Lachend erwiederte die Gräfin, den großen Pokal füllend, und ohne aufzublicken: „Ei, Sie sind mißgestimmt — lieber Prinz! nur Geduld, das flüssige Feuer aus Chios wird die böse Laune schnell in eine gute umwandeln, und trinken sollen Sie troz allem Widerstreben."

Die schalkhafte Brünette hielt den vollen, schweren Becher mit den beiden runden kleinen Händchen, und nachdem sie ein bischen genippt, reichte sie das Geschirr unserm Helden mit Grazie und gutmüthig lächelnd, indem sie langsam aber ohne Ironie sprach:

„Eine Römerin, edler Fürstensohn! bringt Dir diesen Becher auf — Griechenlands Wiedergeburt.“

Wohl kannte die Italienerin Menschen, und wußte deren zugängliche Seiten mit Scharfsinn stets aufzufinden. Jene Worte wirkten sogleich wieder gleich elektrischen Schlägen auf Tertullian, sein dunkles Auge funkelte. „Auf Griechenlands Wiedergeburt? —“ rief er fragend aus, indem er schnell beifügte: „Mir den Becher, edle Römerin! kein Hellene darf bei solchem Wunsch Bescheid versagen —“ hiermit leerte er das Gefäß mit einem Zuge, und

indem er den Becher auf den Tisch setzte, sprach er kräftig: „Aecht ist der Wein, und ächt sein Volk, wenn es nach Freiheit strebt und diese oder den Tod erringt.“

Die Gräfin sah den Prinzen in einer Stimmung, die ihren Wünschen keineswegs widersprach, es gelang ihr, ihm noch einen Becher Wein aufzudringen, dann lud sie ihn ein, neben ihr im Sopha Platz zu nehmen, was sofort auch geschah.

Es dämmerte bereits, doch war das Gewitter vorüber, nur fiel jetzt der Regen draußen in Strömen. Solche Situationen fördern die Traulichkeit; Signora legte das weiche Händchen auf Tertullians Arm und indem sie theilnehmend und schmachtend in sein dunkles Auge sah, lispelte sie sanft: „Aber, Sarvathy! Ihr Blick ist heute so verstört und wild, wie sonst nie; mein Gott, was ist Ihnen denn?“

Gräfin! erwiederte der Prinz, ich glaube, daß ich abentheuerlich träumte, seltsame Schreckbilder flogen an mir vorüber, doch wie gesagt, es waren doch wohl nur — Träume.

„Lieber Schwärmer! —" lispelte die Dame mit noch innigerem Tone, als zuvor, indem sie mit der einen Hand dem Hellenen die Locken aus der hohen Stirn strich, und mit der andern vermittelst ihres eigenen Tuches die schweißbedeckte Stirn ihm trocknete. Des üppigen schönen Weibes große schwarze Augen strahlten feuriges Verlangen; ihre rosichten, schwellenden Lippen hauchten Wollust, und Tertullians brennende Wangen fächelte der Gräfin lind duftiger Odem. Oft schon war der Hellene aus ähnlichen gefährlichen Lagen als Sieger hervorgegangen, allein es berühren sich allerwärts Extreme: Des glühenden jungen Mannes Phantasie war

heute schon zu sehr gespannt worden, und hatte in zu schwindelnde Höhen sich erhoben, als daß sie nicht endlich gewaltsam hätte herniederstürzen müssen zur irdischen Leidenschaft; der ungewohnte vaterländische Rebensaft tobte flüssigem Feuer gleich durch seine Adern; so nahe befanden sich die blühenden Korallenlippen der jungen Italienerin an den seinigen, — zum erstenmale in seinem Leben vermochte er den wilden Trieb des glühenden Blutes nicht länger niederzukämpfen, seine Sinne verwirrten sich, und voll leidenschaftlichen Wahnsinnes drückte er seinen Mund auf die einladenden zarten Lippen der Gräfin.

Endlich glaubte das üppige italische Weib sich seines Sieges gewiß. Voll verliebter Wuth schlang Signora die schönen runden Arme um den Hellenen, sie beugte sich leise und wollüstig seufzend im Sopha zurück, Tertullian lag auf ihrem ungestüm

sich hebenden Busen, ungekanntes süßes Gift trank er von ihren Lippen, eine nie geahnete Sinnenlust hub an, ihn zu umfangen, er schien schon verloren — — da trat plötzlich Theodorens Bild aus dem Innern seiner Seele hervor, er glaubte die reine Jungfrau im himmelblauen Gewande wie diesen Morgen zu erschauen, doch wandte sie jetzt strafend und voll Kümmerniß das fromme Auge auf ihn. Alle seine Kraft raffte der edle Fürstensohn nun zusammen, und gewaltsam riß er sich aus den Armen der erschrockenen Italienerin.

Tertullian hatte überwunden; um so herrlicher war sein Sieg, je gewisser er der Schmach einer Niederlage schon übergeben schien. Buhlerin! rief er der Gräfin noch mit einem Blicke der tiefsten Verachtung zu, indem er rasch das Gemach verließ.

Nachdem wir jenen Baron Terschburg, welcher den Helden bei der Italienerin eingeführt, mit einigen wenigen unzulänglichen Zügen gezeichnet hatten, verloren wir ihn sogleich wieder aus den Augen, und des Mannes Charakterskizze bleibt nothwendigerweise noch zu ergänzen.

Terschburg hatte sich allerdings sogenannte gesellschaftliche Formen zu eigen gemacht, und konnte ein angenehmer Mann im Umgange gelten, ein Verdienst, welches er mit einer Legion erbärmlicher Schufte theilte, die ihm gleichen; nichts destoweniger war dieser Baron eigentlich nichts mehr, als ein solcher Mensch, von dem man sehr richtig beziehend spricht: Er steht unter jeder Kritik. Ganz kurze Zeit hatte Terschburg zwar im Trüpplein eines kleinen deutschen Fürsten gedient, war aber zeitig, niedriger Handlungen halber, auf eine nichts weniger als ehrenvolle Weise

verabschiedet worden. Ohne Vermögen, ohne Lust und Kenntnisse, sich auf irgend eine Weise anständig zu nähren, mußte der Mann, wenn ihm schon natürliche Fähigkeiten nicht abzusprechen waren, bei der Verdorbenheit seines Herzens, und bei seiner leidenschaftlichen Neigung zu sinnlichem Vergnügen nur zu bald auf verächtliche Abwege gerathen, bei deren Verfolgung er es endlich in der That zu einer Art von Virtuosität brachte. Entweder machte Terschburg den Spieler, oder er deckte seine Subsistenz, die angenehme männliche Gestalt geltend machend, auf noch gemeinere Weise.

In einem ähnlichen Verhältnisse hatte der Baron seit einiger Zeit zu der Italienerin gelebt, allein trotz ihrer üppigen Laster wohnten der Gräfin nichts destoweniger zu viel Geist und Charakter bei, als daß sie sich lange in der engern Verbindung eines erbärmlichen Menschen hätte

gefallen können, der dem Namen: Mann selbst Schande machte. Indeß war Signora zu großmüthig, sich gänzlich von dem Wichte abzuziehen, der kurze Zeit das Spiel ihrer sinnlichen Laune gewesen war; sie warf dem elenden verschwenderischen Abentheurer zuweilen eine Hand voll Gold zu, wogegen er sich als ein folgsames und blindes Werkzeug ihrer Intriguen gebrauchen lassen mußte.

Der tägliche Anblick des männlich schönen jungen Prinzen aus Gräzien, welcher ihr seit einiger Zeit gegenüber wohnte, hatte der Gräfin Leidenschaft in einem hohen Grade entzündet, welche Glut noch ungemein vermehrt wurde, als der Signora scharf sehendem Auge nicht entging, daß auch ihre Reize auf den Fremdling heftigen Eindruck gemacht hatten. Indeß gelangte die viel erfahrene üppige Italienerin auch bald zu der Ueberzeugung, ihr vis à

vis sei ein blöder Neuling im Felde der Galanterie, welchen auffallende Koketterie eben so wenig, als feine, wohl schwerlich ermuthigen würde, ohne fremden Impuls Eintritt bei ihr zu suchen, und der elende Terschburg ließ sich für eine Hand voll Gold bereitwillig finden, diesen Impuls zu geben; auf welche Weise aber selbst der Zufall ihn in seinen Planen unterstützte, wurde bereits erzählt.

Voll Neid und heimlicher Mißgunst wich der Abentheurer indeß dem Prinzen von der Zeit an aus, nachdem er das scheinbar glückliche Gedeihen einer Liebesintrigue der Italienerin wahrnahm, die doch gerade sein eigener verworfener Eigennutz in Gang gebracht hatte, und Terschburg hub an, den Griechen zu hassen, weil er befürchtete, daß er durch ihn vielleicht gänzlich aus der Gunst der Signora verdrängt werden möchte, die ihm allein wegen der Goldstücke unge-

mein wichtig blieb. Uebrigens war Tertullian zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß ihm je die Art aufgefallen wäre, in welcher ihn dieser Baron nun ängstlich vermied.

Jedes Weib, die im Begriffe, des Liebhabers Wünsche zu krönen, von demselben so verächtlich und erniedrigend wie die junge Gräfin von dem Prinzen behandelt wurde, dürfte tief die Beleidigung fühlen, jene feurige Italienerin aber wandelte der Vorfall in eine wüthende, blutige Rache dürstende Furie um.

Ihr elender Buhle, der Baron Terschburg, welcher seither mit Verachtung behandelt worden war, sah sich für den Augenblick von der Gebieterin plötzlich zu seinem eigenen nicht geringen Erstaunen wieder in Gnaden an und aufgenommen.

Es sprach die Gräfin zu dem Abentheurer: „Tief, ungemein tief hat dieser

sogenannte Prinz meinen Stolz und meine Ehre gekränkt, — über das Wie beliebte Signora ein tiefes Stillschweigen zu beobachten — ich will, ich muß Rache haben, er soll nicht leben, und wenn Sie, Baron! wenn Sie männlichen Muth genug besitzen, diesen Sarvathy niederzustoßen, so schwöre ich Ihnen bei allen Heiligen, nicht nur meine höchste unwandelbare Gunst, nein, selbst die Hälfte des Inhaltes dieser Gold erfüllten Cassete soll Sie belohnen."

Gierige Blicke warf der Elende nach dem bedeutenden eisernen Geldkasten der Gräfin, welcher in einer Ecke des Gemaches stand; er kannte diese Cassete, und wußte recht gut, es verlohne gar sehr der Mühe, um den Besitz des reichen Inhaltes viel zu wagen; überdieß war ihm die Gelegenheit nicht unwillkommen, seinem kleinlichen Privathasse ein Opfer zu bringen, und nach kurzem Sinnen rief der Verworfene da-

her: „Wohlan, Signora! die Preise sind zu lockend, als daß ich mich länger besinnen möchte, mein Leben einzusetzen, um sie zu verdienen.“

Des Weibes Augen erglühten vor höllischer Freude, und zärtlich warf sie sich dem schändlichen Burschen, den ihre Seele verachtete, in die Arme, um seinen Muth durch buhlerische Liebkosungen noch mehr anzufeuren.

Das schöne männliche Haupt in die flache Hand gestützt, saß Tertullian tiefsinnig da, als Terschburg in seine Stube trat.

Der Besuch kam unvermuthet, vielleicht auch nicht einmal sehr willkommen, nichts destoweniger trat Sarvathy freundlich und arglos dem Baron entgegen.

Beinahe hätte des Hellenen offener Blick den Abentheurer außer Fassung gebracht, allein er dachte an den Geldkasten der Buh-

lerin, und seine ganze bedeutende Unverschämtheit zusammennehmend hub der Elende an:

„Mein Prinz! ich war es, der vor einiger Zeit Sie in das Haus meiner Freundin, der Gräfin Pinuccini, einführte, doch schlecht sehe ich mein Zutrauen in Ihre Person belohnt; Sie wagten es, die edle Dame zu beleidigen, und ich bin hier, Genugthuung für die meiner theuersten Freundin zugefügten Kränkungen zu verlangen.“

Lächelnd und voll Ruhe erwiederte Tertullian: Ich bedaure Sie in der That, lieber Baron! denn Sie stehen im Begriffe, eine sehr schlechte Sache zu verfechten; glauben Sie mir, Ihre theuerste Freundin ist nur eine elende Buhlerin.

„Wie, schrie Terschburg, den Schein des Zornes erkünstelnd, Sie hoffen durch neue Schmähungen Ihre Feigheit zu bedecken?“

Eine kirschbraune Röthe überzog des Hellenen Gesicht, Funken schienen seine gro-

ßen schwarzen Augen zu sprühen, krampfhaft ballten sich seine Fäuste, und mit furchtbarer Stimme rief er aus: Wer wagt Sarvathys Erstgeborenen feig zu nennen? — wehe ihm! fort, bewaffnen Sie sich zur Stelle, Ihr eigen Blut soll mir den Schimpf vergelten.

Der Abentheurer hatte Mühe, seine Fassung beizubehalten, doch es siegte seine Unverschämtheit; mit scheinbarer Gelassenheit, und nicht ohne Hohn erwiederte er: „O ja, mein Prinz! wir wollen fechten, und zwar auf Tod und Leben, doch der rechte Mann läßt nie durch Leidenschaft sich hinreißen, und handelt stets mit Bedacht. Zu bedeutend ist die Beleidigung, zu weit ist die Sache gediehen, keine Versöhnung erlaubt die Ehre, einer von uns beiden bleibe todt auf dem Platz, eher ende nicht der Kampf! — Doch wir beide sind in diesem Lande fremd, die Sicher=

heit des Siegers darf nicht unbeachtet bleiben —"

Ungeduldig unterbrach Sarvathy den Schwätzer: Wozu der vielen Worte, ich bin Alles zufrieden, holen Sie Ihren Degen, ich lasse anspannen, wir fahren nach der böhmischen Grenze.

Kalt nahm Terschburg wieder das Wort: „Erlauben Sie, mein Prinz! eine Reise, solche Weitläufigkeit steht mir nicht an, hören Sie mich, besser habe ich mir die Sache überlegt. Draußen am Ufer der Elbe, unter den Verschanzungen, der Bär genannt, befinden sich weitläufige Casematten; finster sind jetzt die Nächte, ich erwarte Sie um Mitternacht auf den Höhen des Bärs, wir steigen hinab in die unterirdischen Hallen, Sekundanten sind unter Männern von Ehre nicht nöthig, wir erscheinen mit unsern Degen allein;

ich werde für Fackeln und einen Spaten sorgen, der Kampf ende nur mit dem Tode des einen von uns beiden; der Sieger beerdigt sogleich an Ort und Stelle des Gegners Leiche, dessen Verschwinden in ein ewiges Dunkel verhüllt bleiben möge."

Tertullian stutzte ein wenig; des Barons Vorschlag hatte schon an und für sich selbst etwas grauliches, und es wurde bereits öfter bemerkt, daß der Prinz trotz der feinen Geistesbildung doch nicht ganz frei vom Aberglauben, dem Erbfehler seiner Landsleute, geblieben war; die Bastion, der Bär genannt, schien ihm ein seinem Glücke ungünstiger Ort zu sein, denn dort ja hatte erst vor zwei Tagen die räthselhafte Tschinganehsin sein ganzes Geschlecht unter schrecklichen Flüchen verwünscht. Allein konnte sich der Hellene auch eines heimlichen Schauers nicht erwehren, so ermannte er sich dennoch bald genug; um

keinen Preis mochte er auch nur den Schein irgend einer unmuthigen Bedenklichkeit zeigen, und nach kurzem Sinnen wandte er sich kalt und stolz von dem Baron mit den Worten ab: Erwarten Sie mich um die zwölfte Stunde auf den Höhen des Bärs.

Es war eine düstere, sturmbewegte Nacht, und der Wind heulte im Elbthale laut aus dem Wetterloche her, als Tertullian in einen weiten Mantel gehüllt, langsam und festen Schrittes durch die Finsterniß hin, am Ufer, aufwärts des Stromes wandelte.

Zwölfmal brummte dumpf die Glocke vom fernen Kreuzthurme Dresdens her, als Sarvathy gerade die Bärschanze hinaufschreitend von einer tiefen Stimme mit: Wer da! angerufen wurde. Er entgegnete unerschrocken: Der Fürstensohn aus Griechenland, und

gleich darauf trat Terschburg zu ihm. Der Baron sprach bloß: „Folgen Sie mir," indem er vorauf trat und die Schanze abwärts schritt, und schweigend gehorchte der Prinz.

Die Casematten unter jenen Festungswerken bilden hohe von Quadersteinen aufgeführte Hallen, die jetzt nicht mehr verschlossen werden, und in welche durch kleine Oeffnungen am Tage nur sparsam einiges Licht fällt, indessen zur Zeit der Nacht dort die Finsterniß und Oede des Grabes waltet.

Terschburg schien hier gut Bescheid zu wissen; er führte den Hellenen nach einem der tiefsten und abgelegensten dieser Gewölbe, welches eigentlich mehr einen langen Gang, als eine Halle bildete, und als man endlich im Schooße der Erde nicht mehr weiter schreiten konnte, warf

der Baron den Mantel ab, und entzündete eine dicke Wachsfackel, die er in einen eisernen Ring steckte, der an der Mauer befestigt sich vorfand. Auch einen Spaten hatte der Abentheurer, wie er verheißen, mitgebracht, und indem er dieses Werkzeug an die Mauer lehnte, sprach er in einem dumpfen Tone: „Sie kennen unsere Abrede, nur einer von uns wird je wieder des Tages Licht erblicken, und —“

Genug, zur Sache! unterbrach der Prinz Terschburgen, indem er seinen Degen zog. Sein Gegner that ein Gleiches; man legte aus; der Kampf nahm seinen Anfang.

Offenbar war Tertullian sowohl an Stärke als Gewandtheit seinem Feinde weit überlegen, auf den er nun wüthend eindrang; allein nichts destoweniger wußte der Baron Sarvathys erste Streiche ge-

schickt genug zu pariren, und ehe sich's der arglose Hellene versah, hatte der Abentheurer aus seiner Rocktasche mit der linken Hand ein kleines englisches Terzerol hervorgezogen, dessen Hahn er schnell hinterm Rücken spannte, und das nun der Elende, plötzlich ein paar Schritte zurück tretend, gegen den Prinzen abschoß.

Die Kugel war in Tertullians Brust gedrungen, und dieser stürzte ohne Laut sogleich zur Erde, der schändliche Terschburg aber schickte sich an, den unglücklichen Gegner auch noch mit dem Degen zu durchbohren, als er sich plötzlich von einer unsichtbaren Gewalt rückwärts am Kragen ergriffen und auf die Seite geschleudert sah.

Ein riesenhaftes Weib, über und über in ein großes weites Tuch gehüllt, eine Blendlaterne in der Hand, hatte sich im

entscheidenden Augenblicke auf dem Kampfplatze eingefunden und den Abentheurer verhindert, seine Schandthat gänzlich zu vollenden. „Meuchelmörder!" kreischte das Weib in einem Nerven zerschneidendem Tone, indem es, einen blinkenden Dolch in der hoch erhobenen Linken, auf den Schurken losschritt; allein Terschburg, bleich wie eine Leiche, und bebend wie ein Espenlaub, behielt dennoch Fassung genug, sein Heil in der Flucht zu suchen, und er entkam auch glücklich aus dem unterirdischen Gange, ohne sich von der gespensterartigen Gestalt weiter verfolgt zu sehen.

Jetzt beugte sich die weiße Frau über den Prinzen hin, der noch immer bewußtlos an der Erde lag. Sie untersuchte vorsichtig die Wunde, fand dieselbe gefährlich, und verband sie mit großer Geschicklichkeit mit Tüchern, die sie sich vom Leibe gerissen hatte.

Die Räthselhafte murmelte während dieses Geschäftes allerlei unverständliche Worte vor sich hin, und nachdem das Blut gestillt und die Wunde, so gut es vorerst gehen wollte, verbunden war, lud die Riesin mit großer Leichtigkeit den langen jungen Mann auf ihre Schultern, und trug ihn, immer vor sich hin brummend, aus dem Gewölbe.

VIII.

Πᾶσα γαρ τέχνη καὶ παιδεία τὸ πρόσλειπον βούλεται τῆς Φύσεως ἀναπληροῦν.

Aristoteles.

(Alle Kunst, alle Erziehung darf nur Ergänzung der Natur sein.)

Vier Tage und eben so viele Nächte hatte Tertullian in einer dumpfen Bewußtlosigkeit gelegen, da schlug er endlich, als gerade am fünften die Sonne des schon spätern Jahres ihre ersten wärmenden Strahlen durch die Fenster warf, wie aus einem tiefen Traume erwachend, langsam die schönen dunkeln Augen auf.

Der Prinz fand sich auf einem reinlichen Lager, die Brust mit vielen Binden umwunden; das Gemach selbst war keines-

weges prunkvoll, nichts destoweniger aber sehr anständig, wie man es in den Häusern wohlhabender Bürgerfamilien anzutreffen pflegt, ausgestattet; der monotone Gang einer kleinen einfachen Stutzuhr, welche auf einer großen braunen Kommode stand, war zu vernehmen, außerdem waltete tiefe Stille im Gemache.

„Wo bin ich denn?“ sprach der Verwundete leise vor sich hin, da erwiederte ein ungemein sanft und melodisch klingendes Stimmchen: An einem Orte, wo Ihnen keine Gefahr droht, Prinz!

Sehr bekannt lautete die Stimme, Sarvathy wendete das Haupt nach der Seite hin, von welcher sie kam, aber kaum glaubte er seinen Augen trauen zu dürfen, denn er erblickte die ehemalige leipziger Jungemagd, welche am obern Theile seines Lagers saß.

Die Jungfrau war in ein feines, nettes und geschmackvolles Hausgewand gekleidet; die kleinen runden Händchen beschäftigten sich emsig mit dem Strickstrumpfe, und die langen seidenen Augenwimpern senkten sich sittsam hernieder; das Mägdlein nahm sich ungemein lieblich aus, und der Hellene seufzte: „Ist es möglich — sind Sie es wirklich, Theodora — bin ich in eine bessere Welt versetzt?“

Eine feine Purpurröthe überflog des schönen Mägdleins zarte Wangen, dann sprach es bittend: „Danken Sie Gott, Prinz! daß Sie endlich aus dem tiefen Schlummer erwachten, der dem ewigen Schlafe glich, aber um's Himmels willen sprechen Sie nicht, und verhalten sich ganz ruhig — die geringste Anstrengung ist lebensgefährlich, wie meine gute Tull-Oeta spricht, und die versteht sich gar wohl auf Heilung der Wunden.“

Ich will gehorchen, lispelte Sarvathy, ich will Alles thun, was Sie befehlen, Theodore! aber haben Sie Mitleid mit mir; wer ist Tull-Deta? — wo befinde ich mich? und dann — am meisten interessirt es mich — wer sind Sie, Theodore? wie kommen Sie hierher? — O Gott! ich beschwöre Sie, — entdecken Sie mir Alles, Sie wissen nicht, welchen innigen Antheil ich an Ihnen und Ihrem Schicksale nehme.

Die letzten Worte wurden noch leiser, beinahe verlegen gesprochen, und auch die Jungfrau versetzte das Ende der Anrede in eine holde Verwirrung, doch bald sich wieder fassend, antwortete sie mit vielem Anstande:

„Nur ruhig, mein Prinz! und gern will ich, in so weit ich es im Stande bin, Ihre Neugierde befriedigen. Ich kam als ein unmündiges Kind mit einem unbekann-

ten mir keinesweges verwandten Manne aus fremdem und fernem Lande nach Leipzig; kaum dort angelangt, starb dieser Mann — doch ich besinne mich ja, Frau Krummstifel hat Ihnen meine frühern Verhältnisse, so weit sie bekannt sind, alle schon mitgetheilt, die Dame erzählte mir nachher, daß Sie die Güte hatten, mit einiger Theilnahme sich nach meinen Schicksalen zu erkundigen.

Nun, ich bin überzeugt, die Gattin des gutmüthigen Magisters, der ich nach dem Tode meines Erziehers, eines würdigen Dieners Gottes, als Jungemagd diente, und wo Sie, Prinz! mich kennen lernten, besitzt gerade kein schlechtes Herz, allein ihre Gemüthsart ist heftig, und verwahrlost mochte ihre Erziehung worden sein; sehr hart behandelte mich arme Waise die Frau, und ich glaubte solche Behandlung nicht länger aushalten zu können, als mir

eines Tages auf der Straße ein seltsames Weib in einer eigenthümlichen Tracht begegnete. Die Fremde fixirte mich scharf, lief mir dann nach, und fragte mich nach Namen und Stand. So seltsam war des Weibes Benehmen, ich sah mich gedrungen, sie für wahnsinnig zu halten, und doch darf ich nicht leugnen, ich fühlte mich mit unwiderstehlicher Macht zu ihr hingezogen, ihre Züge traten aus dem Innersten meiner Seele als wohl bekannte hervor, ich vermochte es nicht, ihr mein Vertrauen zu entziehen, und entdeckte ihr Alles, was mir selbst von meinem frühern Verhältnisse je bekannt geworden ist.

Aufmerksam und gespannt hörte mir die Fremde — sie hatte mich auf den Flur eines einsamen Hauses gezogen — zu, und als ich meine Erzählung geendet hatte, streifte sie mir, mit wilder Hast, den Aermel des Gewandes vom linken Arme,

auf dem ich ein kleines Mal, wie ein dreifaches Kleeblättlein gebildet, trage. Kaum hatte das Weib dieses Mal entdeckt, da fing sie, in der That wie eine Wahnsinnige, an zu singen, zu springen und zu tanzen, sie lachte und weinte untereinander, dann stürzte sie vor mir nieder, umfaßte meine Knie, küßte den Saum meines Kleides und rief: „O Herr! wie wundersam sind deine Wege — nein, nein, sie haben mich nicht getäuscht diese wohlbekannten Züge, sie ist es, es ist das theure Kind, welches aufzufinden die arme Tull-Oeta seit Jahren schon alle Winkel Deutschlands durchzogen.“

Ich kann es nicht leugnen, so fuhr Theodore nach einer Pause erzählend fort, auch mich rührte die Scene wundersam, und unaufhaltsam flossen meine Thränen. Tull-Oeta begleitete mich nach Hause, wo ich ihr die seltsamen Brief-

schaften und Papiere, welche der fremde Mann, der mich als zartes Kind nach Leipzig gebracht, sterbend hinterlassen hatte, vorzeigen mußte; die Räthselhafte sah alles genau durch, dann fiel sie auf die Knie, betete lange voll Inbrunst, und als sie aufgestanden, schwur sie mir beim Kreuze des Erlösers, daß sie einst meine Amme gewesen, und daß ich — doch nein, unterbrach sich hier die sinnige Jungfrau selbst, ich kann Euch, mein Prinz! unmöglich sagen, was die gute Deta ferner mir noch vertraute, es klingt so mährchenhaft, ich vermag selbst nicht die Wahrheit aller jener Dinge zu begreifen, und die edle Zigeunerin — denn eine solche ist Deta — leidet leider zuweilen, ach nur zu oft, an Geistesverrücktheit.

Genug, es mag dem nun sein, wie ihm wolle, mein Vertrauen zu der Fremden erwachte mehr und mehr, es wurde

bald unbegrenzt, und noch nie hatte ich Ursache, dieses Vertrauen zu bereuen. Die Zigeunerin lag mir dringend an, heimlich meinen Dienst und die zänkische Frau Magisterin zu verlassen, und mich ihrer Führung zu vertrauen. Ich gebe zu, daß ich vielleicht nicht ganz recht und ordnungsgemäß handelte, allein ich vermochte es nicht, dem wundersamen Weibe zu widerstehen, wie durch eine übernatürliche Gewalt fühlte ich mich gezwungen, ihr zu gehorchen.

Oeta führte mich hierher nach Dresden, wo sie in dieser abgelegenen Gegend der Friedrichsstadt ein eigen Häuslein miethete; länger schon denn vier Jahre leben wir hier still und eingezogen, doch keinesweges dürftig. Wovon die Zigeunerin unsern Unterhalt bestreitet, weiß ich nicht zu sagen, wir arbeiten keineswegs für Geld, Oeta zwingt mich, weit über meinen Stand kostbare Kleider zu tragen,

auch besitze ich von ihr herrlichen Schmuck, den ich zu tragen mich scheue, und oft macht dieses Alles mich ängstlich, doch mein Trost bleibt: die Zigeunerin ist ehrlich und lauter wie Gold, auf bösen Wegen wandelt sie sicher nicht, und stets verspricht Oeta auch, mich nach der fernen Heimath zu geleiten, doch meint sie, hierzu sei die schicklichste Gelegenheit noch nicht vorhanden."

Theodore machte hier, einigermaßen sich zu erholen, eine zweite Pause; der Prinz lag, den Kopf auf den Arm gestützt, in Gedanken tief versunken, endlich nahm die Jungfrau folgendermaßen wieder das Wort:

„Großen Kummer macht mir nur, daß Tull-Oeta, meine gute Pflegemutter — so nenne ich sie mit Recht — immer mehr und mehr Anfällen eines wild brütenden Wahnsinnes ausgesetzt ist; nahen diese Anfälle,

so wandelt das arme Weib in Sturm und Ungewitter hinaus an's Ufer der Elbe, wo sie unter den Trümmern alter Festungswerke, insgesammt der Bär genannt, und in den schauerlichen unterirdischen Gewölben dieser Schanzen oft ganze Nächte zubringt. Doch dieser seltsamen Neigung, mein Prinz! haben Sie übrigens Ihr Leben zu verdanken, denn heute vor vier Tagen rettete Sie Tull-Oeta in einer jener Katakomben aus den Händen eines schändlichen Meuchelmörders, und zu meinem nicht geringen Entsetzen brachte das riesenhafte starke Weib Sie, als der Hahn zum erstenmale krähte, auf ihren Schultern, ohne Zeichen des Lebens, angeschleppt, und nur der Zigeunerin und ihren geheimen hohen Kenntnissen der Heilkunde haben Sie es zu danken, daß Sie schon wieder so weit hergestellt sind. Doch noch einmal, mein Prinz! beschwöre ich

Sie, sich zu schonen, und jede Anstrengung und Gemüthsbewegung sorgfältig zu vermeiden, denn Ihre Wunde ist, wie Oeta versichert, tief und gefährlich."

So viele Mühe sich die reizende Jungfrau auch gab, es konnte ihr nicht gelingen, die letzten Worte mit Gleichmuth auszusprechen; unsicher ließ das Silberstimmchen sich vernehmen, und ein paar große Thränen, unverkennbare Zeugen mitleidig-zärtlicher Theilnahme, rollten über die zarten Wangen.

Ungemein bewegt ward Sarvathy bei diesem Anblicke; er streckte die matte Rechte dem Mägdlein entgegen, indem er ausrief: „Ich bin in ein Reich des Wunderbaren gerathen, aus dem ich vergebens mich zu finden strebe, allein gewiß bleibt, daß Sie, Theodore! daß Sie — mir stets ungemein theuer bleiben; Sie sind der Leitstern meines Lebens, Ihr Bild wich nie

aus meiner Seele, seit ich Sie zum erstenmal erblickte."

Das holde Mägdlein war sichtlich bei dieser Anrede erschrocken, sanft wies sie Tertullians Hand zurück, indem sie ängstlich rief: Um Gotteswillen, Prinz! sein Sie ruhig, bedenken Sie ihre Lage, lassen Sie mich nie Aehnliches hören, bedenken Sie, daß ich ein armes, gemeines Mädchen und Sie ein Fürstensohn sind.

In diesem Augenblick trat Tull-Deta aus der Thür des Seitengemaches, und der Hellene erkannte zur Stelle in ihr die Tschinganehsin aus Maina wieder, deren Gesang er neulich auf der Bär-Bastion störend unterbrochen hatte, und er konnte sich abermals bei dem Anblick der Zigeunerin eines gewissen geheimen Schauers nicht erwehren.

Detas braune, eingefallene Wange röthete des Zornes Glut, und wild funkelte

wieder das grünlichte Auge; sie hatte Theodoras letzte Worte noch vernommen, und heftig fuhr sie die Jungfrau an: „Was, seid Ihr rasend — Ihr eine gemeine, arme Magd? — Ihr die geborene Prinzessin, in deren Adern Fürstenblut wallt? — Ihr, die einst ein tapferes Volk beherrschen wird — Ihr, des edlen Zanetachi Kutuphari edle Tochter? — und wer ist denn der, vor dem Ihr Euch also unziemlich erniedrigt? — ha, ha, ha! ein Prinz? — 's ist nicht wahr — Tertullian Sarvathy ist nicht mehr, und nicht minder als der Sohn eines zwar freien, aber doch nur eines — gemeinen Mainoten."

Der Prinz hub an zu zittern; heftige, sich widersprechende Gefühle fingen an, seine Brust zu bewegen — Erstaunen, die Jungemagd Prinzessin und Fürstin seines Landes genannt zu hören, Freude

und Furcht darüber — dann Zorn des gebeugten Stolzes, — Wuth, dieser feindlichen Zigeunerin das Leben zu verdanken, — leise Hoffnungen, heftiger erwachende Leidenschaft.

Der Hellene strebte nach Odem; noch mehr bleichte sich die blasse Wange des schwer Verwundeten; erschöpft sank er in die Kissen des Lagers zurück.

Mit einem Schrei sprang Theodora Hülfe leistend bei, und auch Oeta vergaß ihren Zorn und unterstützte die Jungfrau. Die schnelle zu bedeutende Gemüthsbewegung hatte nachtheilig auf des Prinzen Wunden gewirkt, das Blut drang durch die Binden.

Theodora, sonst immer sanft wie eine Täublein, verlor zum erstenmale die Geduld und vergaß Rücksichten, die der zuweilen geisteskranken Pflegemutter Zustand wohl verdiente: „Barbarin! rief sie voll Unmuth aus, hast du deshalb den armen

edlen Jüngling aus des Meuchelmörders Händen gerettet, um ihn selbst langsam und voll Hyänenlust grausam dahin zu morden?"

Dieses von der lieblichen Jungfrau gänzlich ungewohnte Benehmen erschütterte die alte, treue Zigeunerin ungemein heftig; sie hub an zu weinen und sprach tief gebeugt: Verzeiht Fürstin! — anders pflegte sie Theodora unter vier Augen nie zu nennen — verzeiht der unwürdigen Sklavin, sie wird sich hüten, Euch wieder zu mißfallen, — es hat nichts zu bedeuten, der Mainotensohn soll dennoch unter meinen Händen genesen.

Während dieser Worte hatte Oeta bereits Anstalten gemacht, den Prinzen auf's Neue zu verbinden; Theodore aber, ihre Voreiligkeit bereuend, und auch mannigfaltige, sich seltsam widersprechende Gefühle im eigenen Busen bekämpfend,

trat in ein Fenster und weinte still vor sich hin.

Tertullian schien zwar ohnmächtig, allein er hatte alles, was gesprochen worden war, in seiner halben Betäubung dennoch vernommen, und ach! ihm war dabei so wonniglich wehe zu Muthe, so unbeschreiblich bange wohl, wie vielleicht einst jenen glücklichen Glaubensschwärmern auf der Folter ihrer heidnischen Tyrannen.

Ungefähr nach Verlauf einer halben Stunde, während welcher die Zigeunerin, nachdem sie den Prinzen verbunden, demselben etliche Löffel voll starken Weines einflößte, hatte sich dieser gänzlich erholt; er richtete sich im Bette auf, und nach einem langen bedeutenden Blicke, den er auf Oeta ruhen ließ, die jetzt gar nicht mehr so wild, wie vorhin aussah, hub er an: „Tschinganehsin! ich verdanke dir mein Leben, darum möchte ich deinen leiden-

schaftlichen, ungerechten Haß versöhnen; du nennst die holde Jungfrau Kutupharis Tochter? es bleibt mir dieses zwar unbegreiflich, denn allgemein wird Zanetachis hinterlassenes einziges Töchterlein auf Maina für längst ermordet ausgegeben; indeß wäre dieses ein Irrthum, würde man mich überzeugen, daß Theodora wirklich jenes edlen Kutupharis Tochter sei — ich würde der erste, im Namen meines Volkes und der jetzt regierenden Dynastie, vor ihr meine Knie beugen, und ihr als rechtmäßigen Fürstin Mainas huldigen; ja ich selbst würde nöthigen Falls diesen Arm ihr leihen, um mit dem letzten Tropfen Blutes ihre Rechte zu vertheidigen."

Und wären solche Rechte meiner Person, von welchen hier die Rede ist, in der That ächt, rief Theodore aus — indem sie mit edlem Anstande vor des Verwundeten Lager trat, und ihre großen blauen Augen

hell strahlten — nie möchte ich eine Krone tragen, Prinz! die ich Euch oder Eurem Vater vom Haupte reißen müßte.

Voll Würde verließ die Jungfrau bei diesen Worten das Gemach; der Hellene sendete ihr sehnsüchtige Blicke nach, indem er sprach: „Herrliches, zartes Wesen! fürwahr, du verdienst es, einen Thron zu zieren.“

Vor sich hinstarrend und in Gedanken tief versunken hatte Tull-Deta indessen gestanden; jetzt wandte sie sich, die graulich kreischende Stimme ungewöhnlich mildernd, also zu dem Kranken:

„Sagt mir, Tertullian Sarvathy! war dieses in der That Euer Ernst, würdet Ihr, hinsichtlich Euer Person, ohne alle Nebenrücksichten, auf Mainas Krone Verzicht leisten, würdet Ihr von freien Stücken zurücktreten in den dunkeln Stand, aus dem Euer Vater sich hob,

wenn man Euch augenscheinlich zu beweisen vermöchte, daß Theodore Zanetachis ächte Tochter ist?"

Sogleich erwiederte der Prinz voll Festigkeit: Tschinganehsin! ich wurde für den Thron erzogen, und flammender Ehrgeiz wohnt mir bei, allein lebt Kutupharis Tochter wirklich, so bleibt sie nach den Gesetzen unseres Landes und dem Willen der Nation die einzige und rechtmäßige Fürstin; hätte ich diese Theodore nie erblickt, wäre sie mir eine ganz Fremde geblieben, ich würde auf der Stelle ihrem guten Rechte weichen, und ich glaube in dieser Hinsicht auch für meinen braven, gerechtigkeitsliebenden Vater gut sagen zu können. Ließen sich aber der Jungfrau Rechte nicht erweisen, wären sie selbst nur ein Hirngespinnst, o wie gern würde ich mit Theodoren den Thron theilen; denn so theuer, so werth blieb sie vom ersten Au-

genblicke an, in dem ich sie erblickte, meinem Herzen, daß ich sie beinahe gleich der Panagia verehre.

„So theuer blieb sie Eurem Herzen?“ murmelte die Zigeunerin vor sich hin, indem sie gedankenvoll mit großen Schritten die Stube maß.

Aufmerksam verfolgte der Prinz Oeta mit den Augen, und er nahm deutlich wahr, wie sich ihre Gesichtszüge immer mehr erheiterten, und wie sie von Zeit zu Zeit so lächelte, wie Jemand, dem sich plötzlich ein heller Ausweg in einem dichten Walde zeigt, in welchem er verirrt lange Zeit umhergewandelt.

Nach einer langen Pause machte die Alte abermals vor des Verwundeten Lager Halt. Sie sprach sichtbar bewegt: „Die Leute nennen Tull-Oeta ein heftiges, ein wahnsinniges Weib, und die Leute mögen nicht Unrecht haben, aber der Tull-

Oeta nahen dann auch wieder lichte Augenblicke, in denen sie Schlimmes auszugleichen sucht. Sarvathy! eine innere Stimme sagt mir, daß ich Euch Unrecht gethan; es war wohl auch ein Glück für unser Volk, daß Euer Vater zu jener Zeit das Ruder ergriff, meine leidenschaftliche Anhänglichkeit, meine leidenschaftliche Liebe für Theodora haben mich zu weit geführt. Vergebt mir, ich denke eine höhere Macht hat uns zusammen geführt und alles wird noch gut enden; schlaft, Ihr bedürft der Ruhe, ich eile hinaus auf den Rücken des Bären, schnell die Verwünschungen, die ich über Eure Häupter ausgesprochen, zu lösen, bevor Ihr sie empfinden möget.“

Und wie wirst du dieses anfangen! fragte Tertullian neugierig.

So vernünftig und ruhig die Zigeunerin das Vorgehende auch gesprochen hatte, eben

so schnell umwandelte sich nun auch das ganze Wesen der seltsamen Frau. Mit einer gewissen graulichen Feierlichkeit erwiederte sie leise und geheimnißvoll, als wollte sie furchtbare Geister nicht wecken: „Sieh', mein Söhnlein! ich löse also den Zauber. Von Abend her nahe ich dem Haufen der Verfluchungssteine, dann neige ich mich dreimal gegen Morgen, siebenmal gegen Mitternacht; hierauf nehme ich die Verfluchungssteine einen nach dem andern auf, und indem ich jeden einzelnen mit der linken Hand über die rechte Schulter werfe, sprech' ich die Lösung des Bannes, die da lautet:

Höllenmacht! schwarze Nacht!
Laß die Flüche nichtig sein;
Eule! trage fort den Stein.

Sind die Steine also zerstreut, so weiß ich gewiß, daß Sarvathy nie als Uricolacas wiederkehrt; doch ach! — selten

nur vergeben die höllischen Mächte den Widerruf und vielleicht, vielleicht sammelt die arme Deta Kohlen auf das eigene Haupt, denn oft schon traf den Widerrufer der Fluch selbst. — Doch kümmere dich nicht darüber, schlafe du — mein Söhnlein! ein Prinz bist du nicht, aber wer weiß, wer weiß, ob es nicht in des Schicksals Buch geschrieben steht, daß du dereinst dennoch als rechtmäßiger Fürst das edle Volk der Mainoten regieren sollst. Schlafe, mein Söhnlein! schlaf'."

Mit diesen Worten schlich die Zigeunerin aus der Stube, und mehr noch als einst vor seiner Wuth graute dem Hellenen vor des Weibes schauerlicher Gelassenheit und ruhigem Wahnsinn; doch erschöpft, wie er in einem hohen Grade war, sank der Prinz bald genug in einen erquickenden Schlummer.

Die wohl geschonte jugendliche Kraft und Oetas wundersam heilender Balsam ließen Sarvathy ziemlich schnell von seiner tiefen und gefährlichen Brustwunde genesen; das unheilbringende Blei hatte von selbst sich abgestoßen.

Theodore hörte nicht auf, mit zarter Sorgfalt des Kranken zu pflegen; vor der Zigeunerin behielt der Prinz ein Grauen bei, und Oeta kam auch nur zuweilen in seine Stube, um nach der Wunde zu sehen und Theodoren hinsichtlich der Behandlung derselben neue Anweisungen zu ertheilen.

Bei den häufigen Abwesenheiten der Pflegemutter sah sich die Jungfrau hin und wieder sogar gezwungen, Tertullians Wunde zu verbinden, allein sie verrichtete dieses Geschäft der Wohlthätigkeit mit so anmuthiger und kindlicher Ein=

falt, daß dadurch auch nicht im entferntesten Sinne des Wortes das weibliche Zartgefühl verletzt werden konnte. Ein unnennbar wonnigliches Gefühl umfing stets den Hellenen, wenn die kleinen, zarten Fingerchen der Jungfrau bei solchen Gelegenheiten ihn berührten, allein es waren fürwahr Gefühle höherer, nicht sinnlicher Natur.

Mit jedem Tage fand Sarvathy neue Gelegenheit, des lieben Mägdleins hehre Denkweise, seinen Seelenadel, seine feine Geistesbildung und Scharfsinn zu bewundern. Ungemein viel hatte die Natur für das zarte Wesen gethan, und der Zufall hatte ihm die trefflichste und zweckmäßigste Erziehung durch jenen alten würdigen Priester zukommen lassen, der sich einst zu Leipzig des armen, verlassenen Würmleins angenommen, allein ihre himmlische Tugend hatte sich die Jungfrau selbst er-

zogen, denn der hohe Platon stellte sehr richtig den Satz auf:

„Tugend wird nicht durch Unterricht mitgetheilt; sie ist keine Gabe der Natur, sondern ein Geschenk des Himmels für den, welcher darnach strebt."

Der stete Umgang mit dem holden Mägdlein hatte für den Prinzen der Reize so viele und mannigfaltige, daß er in geheim oft ganz ernstlich wünschte, es möchte seine Genesung etwas langsamer von Statten gehen, als dieses der Fall wirklich war.

Es blieb vieles Sprechen dem griechischen Fürstensohne streng verboten, da aber Tertullian sich nur zu geneigt zeigte, dieses Verbot zu übertreten, so strebte Theodore ihn durch liebliches Harfenspiel, Gesang und gewählte Lektüre zu unterhalten, oder die sinnige Jungfrau trug auch wohl

Mährchen von eigener Erfindung vor, bei welcher Gelegenheit sie nicht weniger Scharfsinn und eine eben so lebhafte Phantasie entwickelte, wie die bekannte Schehezerade in tausend und einer Nacht.

Wurde es Sarvathy auch zuweilen, wiewohl äußerst selten vergönnt, einige Worte zu sprechen, so mußte er sich sehr hüten, seiner anmuthigen Pflegerin Dinge zu sagen, die nur entfernt einer Schmeichelei oder Danksagungen ähnelten, denn vor Schmeichelworten zog sich der Jungfrau hoher Sinn sogleich scheu zurück, wie jene seltsame Blume ihren Kelch schließt, wenn sie berührt wird; nichts destoweniger strömten dennoch öfters des Hellenen tiefe innere Gefühle unwillkührlich über.

Einst fragte das holdselige Mägdlein: „Aber, mein Prinz! Sie sind doch ein Christ, und nie sehe ich Sie beten?“

Da rief Tertullian wie begeistert aus: O Theodore! wenn ich in dein großes, blaues, frommes Auge, in diesen Spiegel der reinsten aller Seelen blicke, dann erhebt sich stets mein Gefühl inbrünstiger als jemals zum Himmel.

Die Jungfrau erröthete und zürnte ob einer Aeußerung, die sie unziemlich und nach Heidenthum schmeckend nannte, und von nun an betete sie Morgens und Abends ihrem kranken Pfleglinge einen Segen vor, den dieser leise und fromm nachsprach. Bei dem Allen offenbarte Theodore gegen den Prinzen ein sanftes Wohlwollen, allein das sinnige Mägdlein beachtete solche Vorsicht, daß ihre geheime Neigung nie unter einem andern Anstriche, denn jenem eines allgemeinen Wohlwollens und Mitleids sich darstellte.

Einstmals gerieth Tertullian wegen einer Frage Theodorens in große Verlegen-

heit; diese wollte nämlich die unselige Veranlassung seines Zweikampfes in der unterirdischen Halle der Bärschanze wissen, und so sehr das innere moralische Gefühl auch die Handlungsweise bestritt, der Prinz hatte nicht den Muth, dem Mägdlein seiner Seele die Wahrheit zu gestehen.

Schon war Sarvathy in so weit wieder hergestellt, daß er ein paar Stunden des Tages außer dem Bette zubringen konnte; allein der Prinz — Liebende werden ihm die List vergeben — stellte sich noch viel schwächer und kränker an, als er in der That war, denn ihm war der Gedanke fatal, seine holde Jungfrau und das trauliche, in einer der einsamsten Gegenden auf der Friedrichsstadt hinter dem Marcolinischen Garten belegene Häuschen der Zigeunerin verlassen zu müssen.

Eines Sonntags Morgen war die fromme Theodore nach der Kirche gegangen und

Tertullian befand sich allein, als Tull-Oeta in die Stube trat.

Das Gemüth der Tschinganehsin schien heute ungewöhnlich ruhig, sie setzte sich neben den Prinzen und ließ sich folgendermaßen vernehmen:

„Sarvathy! wir sind allein und es wird endlich Zeit, Euch zu überzeugen, daß Theodore wirklich Zanetachi Kutupharis Tochter und die rechtmäßige Erbin des Thrones der Mainoten sei.“

Der Prinz zeigte sich ungemein geneigt, zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, und die Zigeunerin hub an zu erzählen:

„Ich kann es Euch nicht erlassen, Tertullian! Ihr müßt vorerst die Geschichte der unglücklichen Tull-Oeta vernehmen, weil diese durchaus ins Ganze zu bedeutend eingreift.

In einer kleinen Kolonie der Tschinganehsen, auf einem Vorgebirge, welches ins Meer vorspringt, unfern der Stadt, Napoli di Romania oder Anaboli genannt, wurde ich geboren.

Mein Vater war das Oberhaupt der Kolonie und ich sein einziges geliebtes Kind; wir lebten von Fischfang und Handel, den wir an der Küste mit Seeräubern trieben.

Ihr wißt es, wie schrecklich in den Jahren 1770 bis 1779 die Albaneser, welche in Morea eingefallen waren und sich dort ansiedeln wollten, in unserm Vaterlande hausten; allenthalben plünderten, schändeten und verheerten die Barbaren, und traf ihre Rache selbst die eigentlichen Griechen schwer, so behandelten sie das verachtete Volk der Zigeuner noch mit gesteigerter, viel größerer Grausamkeit.

Unsere Kolonie lag zwischen Klippen und Felsen versteckt, und wahrscheinlich diesem

Umstände hatten wir es zu danken, daß wir einige Jahre vom Besuche dieser Würgengel verschont blieben, allein im Jahre 1776 fand dennoch eine albanesische Rotte unsere stille Wohnungen; die schändlichen Feinde verbrannten unsere Häuser, raubten unsere wenige Habe, tödteten die Männer, schändeten Weiber und Mägdlein.

Meinem Vater indessen war es gelungen, mit mir noch zu rechter Zeit glücklich zu entkommen, und er beabsichtigte, nach Tripolitza zu fliehen, welche befestigte Stadt noch einige Sicherheit gewährte.

Eines Tages aber, als wir gerade am Fuße des Taygetus angelangt waren, stießen wir auf zehn versprengte Arnauten, welche uns sogleich anfielen und meinen armen alten Vater an einen Olivenbaum banden.

Ich war dazumal ein achtzehnjähriges Mädchen, und wie Alter und Gram mich

jetzt auch entstellt haben mögen, man lobte in jener Zeit doch meine aufblühenden, jungfräulichen Reize.

Die jungen Tschinganehsen verglichen meine hohe Gestalt mit den Cedern des Libanons, die Farbe meiner Haare mit jener glänzenden des Ebenholzes, und meinen Mund nannten sie süß wie den Honig vom Hymettus *).

---

*) Schon im grauesten Alterthume war der Berg Hymettus — sein neuerer Name ist Trellobuno, oder der tolle Berg — wegen seines köstlichen Honigs in Griechenland berühmt, und dieser stand noch in der neuesten Zeit in so gutem Rufe, daß man davon jährlich Geschenke nach Constantinopel sandte. Die Griechen und vorzüglich die Athenienser halten diesen Honig in großem Werthe, benutzen ihn bei den besten ihrer Speisen und sind, wie ihre Altvordern, der Meinung, daß sein Genuß sie gesund und lange am Leben erhalte.

Diese Reize entflammten die thierischen, wilden Begierden der rohen Albanesen, und ich sollte gerade ein Opfer der schändlichsten Wildheit und Wollust unter den Augen des unglücklichsten der Väter fallen, als ein stattlicher Reiter mit vier Begleitern daher sprengte und mit einer gebietenden Stimme den furchtbaren Arnauten befahl, von mir abzulassen und ruhig ihres Weges zu ziehen. Der Reiter war der Bey von Maina, Zanetachi Kutuphari selbst, und sowohl er als seine Begleiter waren wohl bewaffnet.

Die rohen Albanesen verhöhnten des Beys Befehl, worauf dieser sogleich die Rotte ungestüm angriff und dieselbe troß ihrer großen Ueberlegenheit durch seine Tapferkeit glücklich in die Flucht schlug.

Mein Vater wurde losgebunden, und wir umfaßten, lebhaft dankend, des edlen Zanetachis Knie; der Bey fragte nach

unsern Verhältnissen und nachdem er dieselben vernommen, sprach er! „Nach Tripolitza rathe ich nicht, daß ihr Euch wendet, denn der Platz befindet sich bereits seit mehrern Tagen in den Händen der Arnauten, die dort mit gewohnter rücksichtsloser Barbarei hausen. Ich kehre so eben von einer Reise nach meiner Residenzstadt Marathonisi zurück und es steht bei Euch, mir dahin zu folgen; noch nie, fügte der Bey hinzu, ist es bis jetzt den Türken gelungen, Maina zu nehmen und ich fürchte auch nicht, daß diese Arnauten in unsere Berge zu dringen vermögen werden."

Leicht könnt Ihr denken, — so fuhr die Tschinganehsin erzählend fort — daß wir mit Freude Zanetachis edles Anerbieten annahmen, und ich, die gerettete Unschuld, schwur dazumal in geheim einen fürchterlichen Eid, Leben und Blut für den

Bey und die Seinen zu opfern, wenn sie in irgend ein Drangsal gerathen möchten. Nicht diese Lippen sprachen den Schwur aus, aber Gott hat ihn gehört und nie bin ich meineidig geworden.

In Marathonisi angelangt wurden wir von Zanetachi sehr edel und keinesweges als Sklaven behandelt. Mein alter Vater erhielt vom Bey ein Stückchen Land zum Lehen und ich selbst trat bei Zanetachis Gattin als Kammermädchen in Dienste.

Nach Verlauf einiger Jahre starb mein Vater und ich verheirathete mich in der Folge mit einem freien Mainoten. Ungefähr zu gleicher Zeit, als die Fürstin Zanetachi Theodora gebar, brachte ich ein Söhnlein zur Welt, und da die Fürstin nur einige Stunden ihre Niederkunft überlebt hatte, wurde ich des Prin-

zeßleins Amme, zu dem ich eine Liebe faßte, gleich als ob es unter meinem eigenen Herzen gelegen hätte.

Ihr, Tertullian! werdet von den bürgerlichen Unruhen gehört haben, welche über das unglückliche Maina hereinbrachen, nachdem vier Jahre nach der fürstlichen Gattin Tode auch der edle Zanetachi die Augen geschlossen hatte; es waren dieselben Unruhen, denen die kriegerische Entschlossenheit Eures Vaters ein Ende machte.

Die kleine Theodora war zwar von dem Volke als Fürstin ausgerufen worden, allein unsere ehrsüchtigen Capitanos alle trachteten dazumal nach dem Throne, und die Pforte hoffte aus der allgemeinen Verwirrung Nutzen zu ziehen, und dem bis jetzt unbesiegten Volke der Mainoten eine seiner Kreaturen als Bey unter zu schieben.

Sämmtlichen Parteien — jene des Volkes ausgenommen — war die vierjährige Prinzessin aus dem geliebten Stamme der edlen Kutupharis ein Stein des Anstoßes in Verfolgung der ehrgeizigen Zwecke und hunderte von meuchelmörderischen Dolchen waren gegen das junge Leben des armen unschuldigen Kindes gezückt.

Wir die Getreuen des Zanetachischen Hauses fürchteten mit Recht, es möchte früher oder später ein solcher schändlicher Mordanschlag ausgeführt werden, ohne daß wir im Stande sein dürften, es zu verhindern, und um vorerst nur das Leben der kleinen Prinzessin zu sichern, fielen wir auf folgende List:

Wir bemächtigten uns der Leiche des verstorbenen vierjährigen Mägdleins eines Kutupharischen Vasallen, und nachdem wir diese Leiche durch gewaltsame Verletzungen

unkenntlich gemacht hatten, legten wir dieselbe in Theodorens Bettlein und verbreiteten schnell die Nachricht, es sei die Prinzessin ermordet. Alles strömte herbei und Niemand ahnete den gespielten Betrug, die wenigen treuen Diener aber, welche um die Sache wußten, hatten sich durch einen feierlichen Schwur verbunden, das Geheimniß heilig zu verwahren.

Nun warf sich aber von selbst die Frage auf: was mit der kleinen Theodora selbst anzufangen sei? Die Mehrheit der Stimmen entschied es für's Beste und Zweckmäßigste, die Prinzessin lieber ganz außer Landes zu senden, ihr eine standesgemäße Erziehung zu ertheilen, und sie nach erlangter Volljährigkeit erst wieder in's Vaterland einzuführen, wo man ihr dann bei der enthusiastischen nimmer zu besiegenden Vorliebe der Nation für das Kutupharische Blut leicht die

angestammten Rechte zu sichern hoffen konnte.

Zufällig befand sich zu jener Zeit gerade ein griechischer Kaufmann, Namens Dionysio di Kilosia zu Marathonisi. Dieser Kilosia war ein sehr erfahrener, viel gereister Mann, auch überdieß ein ehemaliger äußerst vertrauter Freund des verstorbenen Fürsten Kutuphari und so eben im Begriffe, mit einem französischen Kauffahrteischiffe in Handelsangelegenheiten nach Triest abzusegeln. In unser Geheimniß eingeweiht, zeigte sich Kilosia bereit, die Prinzessin heimlich mit sich nach Deutschland zu nehmen und das Kind dort vorerst in einer vornehmen Erziehungsanstalt unterzubringen; mir übergab man Theodorens rechtmäßiges Eigenthum, den ihr von ihrer Mutter zurückgelassenen kostbaren Schmuck, und ich erklärte, mich von dem geliebten Kinde nicht trennen zu

wollen, um im fernen Auslande sein Schutz und zugleich seine Lehrerin in unserer Landessprache zu bleiben. Allein etliche Tage bevor das Schiff unter Segel ging, wurde ich von einem gefährlichen hitzigen Fieber überfallen; ich mußte zurückbleiben, der Schmuck der Fürstin aber war in meinen Händen, auch hatten die Verschworenen soviel von Zanetachis Privatschatz heimlich auf die Seite zu bringen gewußt, daß man dem Kilosia versprechen konnte, die zum Unterhalt der Prinzessin nöthige Summen von Zeit zu Zeit zu senden, auch erhielt zu diesem Zwecke der Kaufmann gleich einen bedeutenden baaren Vorschuß.

Es vergingen Monden und Jahre, allein Kilosia kehrte nicht zurück, und auch nicht die geringste Nachricht traf von ihm ein; an des Mannes Rechtlichkeit blieb nicht zu zweifeln und es war daher anzunehmen, daß er plötzlich verstorben, oder daß ihm

ein anderer Unfall bedeutungsvoller Art widerfahren sein müßte.

Die Besorgnisse und Angst der Verschworenen, hinsichtlich des Looses des theuern Sprößlinges aus Kutupharischem Stamme, stieg mit jedem Tage und mein eigener Schmerz grenzte an Wahnsinn und Verzweiflung. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe, das fürstliche Kind von mir gelassen zu haben, obwohl ich gänzlich schuldlos war, indem ich bei Kilosias Abreise in der höchsten Fieberhitze ohne die geringste Besinnung gelegen hatte.

Die Verschworenen ließen endlich zwei treue und gänzlich vertraute Mainoten von sehr verschlagenem Sinne nach Triest überschiffen. Diese Leute mußten Deutschland nach allen Richtungen durchstreifen und weder Mühe noch Kosten schonen, um dem Schicksale des Kilosia und des ihm anvertrauten kostbaren Unterpfandes auf die

Spur zu kommen, allein die ausgesandten Kundschafter kehrten nach ein paar Jahren nach ausgestandenen unsäglichen Beschwerden in die Heimath zurück, ohne daß es ihnen auch nur im Geringsten gelungen wäre, ihrer Bestimmung zu entsprechen.

Nun machte sich die unglückliche Tull-Deta, trotz ihrer Geisteskrankheit und ihres vorgeschrittenen Alters, selbst auf den weiten Weg. Jahrelang durchirrte auch ich fruchtlos die verschiedenen Staaten deutschen Landes und gänzlich waren bereits meine Hoffnung, Kraft und Muth gesunken, als mich Gottes Gnade und Vorsicht — ein großes Wunder verdient es gewiß genannt zu werden — plötzlich zu Leipzig auf öffentlicher Straße die theure Prinzessin wiederfinden ließen. Theodorens Schicksale selbst glaube ich mit Stillschweigen übergehen zu können, da dieselben Euch, Sarvathy! nicht unbekannt geblieben sind."

Hier endigte die Tschinganehsin ihre Erzählung. Der Prinz hatte ihr aufmerksam und mit unverkennbarer Spannung zugehört; erst nach einer langen Pause ließ sich Tertullian folgendermaßen vernehmen:

Edle Zigeunerin! treueste der Dienerinnen! ich bin überzeugt, Theodora ist Zanetachis Tochter und als solcher gebührt ihr nach unseres Landes Gesetzen Mainas Krone von Rechtswegen, allein warum zaudertest du so lange, die Prinzessin in die Heimath zu leiten, und — die ganze Geschichte stellt sich so mährchenhaft und romantisch dar — darfst du wohl hoffen, die fürstliche Jungfrau je auf den Thron des Vaters erhoben zu sehen?

„Sarvathy! erwiederte Tull-Deta mit Würde, ich vertraute Eurem Edelmuthe; wehe mir und Euch, hätte ich mich

getäuscht — doch da Ihr soviel wißt, mögt Ihr denn Alles erfahren. Nachdem ich mich mit Theodora hierher nach Dresden gewendet hatte, schrieb ich sogleich nach Maina an die Häupter der Verschwörung und die vornehmsten und treuesten Anhänger des Kutupharischen Hauses, ich meldete, daß die Prinzessin glücklich aufgefunden und forderte Regeln meines Verhaltens, denn wie hätte ich schwaches, armes Weib mir beigehen lassen dürfen, in dieser wichtigen Sache nach eigenem Sinne zu handeln?

Die Verschworenen antworteten: Es schiene jetzt keinesweges der rechte Zeitpunkt, die Prinzessin in ihr Vaterland zu leiten und ihre Rechte auf den Thron geltend zu machen suchen. Der neue Bey, Euer Vater, habe sich in seiner Macht und in des Volkes Liebe fest gesetzt, und es stünde nicht zu erwarten, daß er die auf seinem Haupte befestigte Krone gutwil-

lig abnehmen würde, um sie Kutupharis Tochter zu überreichen. Theodorens Erscheinen auf Maina dürfte in diesem Augenblicke einen neuen blutigen Bürgerkrieg in's Dasein rufen, man müsse daher einen günstigern Moment abwarten und Alles mit kluger Umsicht vorbereiten; übrigens, fügte Tull-Oeta noch bei, unterstützen mich die Verschworenen mit Summen, so daß ich nicht nöthig habe, es der edlen Jungfrau an irgend einem nothwendigen Bedürfnisse fehlen zu lassen."

Es kennen die Verschworenen meinen Vater schlecht, rief der Prinz hier hitzig aus, er ist kein Tyrann, er hat gehorchen wie befehlen gelernt. Sarvathy ist ein gerechtigkeitsliebender Mann, der beste Patriot, kein Usurpator, und von ihm läßt sich nicht erwarten, daß er aus Herrsucht die Rechte der ächten Thronfolgerin verwerfen und die Schrecken eines verheerenden Bür-

gerkrieges erwecken wird; allein vorenthalten kann ich nicht, daß mein edler Vater Theodorens Legitimität hergestellt zu sehen, triftigere Beweise, als deine bloße Aussage, gute Oeta! fordern wird.

„O, versetzte die Zigeunerin, hinsichtlich dieses Punktes fürchte ich wenig. Nur zeigen wird sich die Prinzessin dürfen und kein rechter Mainote wird das geliebte Kutupharische Blut verkennen; aus Theodorens reinem blauen Auge strahlen des Vaters Majestät und sanfter Ernst wieder, und jenes unbeschreiblich anmuthige und wohlwollende Lächeln, welches den alten Zanetachi Aller Herzen gewann, hat die Prinzessin von ihm geerbt, ja ähnlicher als sie sah eine Tochter nie dem Vater.

Doch auch triftigere Beweise vermögen wir zu liefern; viele der Verschworenen leben noch, sie können die Wahrheit der Geschichte, welche ich Euch erzählte, eidlich

erhärten und von deutschen Gerichten wurde mir förmlich ausgestellt, daß Theodora dasselbe Kind sei, welches einst der griechische Kaufmann Kilosia nach Leipzig brachte; auch sind wir im Besitze wichtiger Originalpapiere, die dem Kilosia anvertraut waren und die glücklicherweise nicht abhanden kamen, sondern auf die Prinzessin vererbten."

Nur ein Punkt, sprach der Prinz wieder, ist mir noch nicht klar; du sagtest, man habe dem Kilosia nahmhafte Summen bei seiner Abreise anvertraut, wo blieben diese Summen? hätten sie sich nach des Mannes Tode vorgefunden, nie hätte Theodora in solche Dürftigkeit sinken und bis zu den Diensten einer Jungemagd erniedrigt werden können?

„Es war, erwiederte Oeta hierauf, des Kilosia steter Fehler, nie seine Kräfte zu ermessen und in die gewagtesten Spekulationen einzugehen, er vergaß sich so sehr,

die für das fürstliche Kind bestimmten Fonds anzugreifen, ausgezeichnetes Unglück verfolgte ihn, er starb als — Bettler."

In diesem Augenblicke trat Theodora in die Stube. Die Jungfrau trug das himmelblaue seidene Kleid, und war überhaupt ganz so kostümirt, wie sie neulich der Prinz in der katholischen Kirche erblickt hatte.

Mit ungewöhnlicher Feierlichkeit trat Tertullian sehr ernst der Prinzessin entgegen, und indem er ein Knie vor ihr beugte und mit seinen Lippen ihr Gewand berührte, ließ er sich also vernehmen:

„Kutupharis edle Tochter! Mainas rechtmäßige Fürstin! empfange von mir, dem erstgeborenen Sohne Sarvathys, des einstweiligen Verwesers deines Reiches, im Namen meines Vaters, sämmtlicher Capitanos und anstatt der Nation — den Eid der Treue: Ich schwöre hiermit,

gehorsam deinem Dienste Blut und Leben zu weihen."

Ungemein war Theodota überrascht, allein diese Ueberraschung paarte sich bald mit inniger Rührung; es flossen der edeln Jungfrau Thränen und liebevoll beugte sie sich, in anmuthiger Vergessenheit ihrer selbst, herab zu dem schönen vor ihr knienden jungen Mann, über dessen lieblichem Antlitze noch die Blässe der Krankheit schwebte. Tull-Deta legte die Hände kreuzweis über die Häupter des Prinzen und der Prinzessin, indem sie feierlich sprach: „Gott segne Euch, meine Kinder! — des Höchsten Gnade möge Alles leiten zum wahren Besten und Frommen Eurer eigenen Personen und zum Heil des braven, freien Volkes der Mainoten."

IX.

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann;
Wenn er mit seines gleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

Simon Dach.

Tertullian war nun gänzlich genesen und der Anstand mahnte ihn, endlich das trauliche Häuslein in der Friedrichsstadt zu verlassen.

Es bezog der Prinz seine eigene Wohnung wieder. Das reizende vis à vis, die schwarzbraune Signora, war verschwunden, und nach eingezogener Erkundigung wurde dem Hellenen die Nachricht: es habe die

Gräfin Pinuccini nebst dem Baron Terschburg noch in derselben Nacht, in welcher er selbst in einer der unterirdischen Hallen unter der Bärschanze auf meuchelmörderische Weise verwundet worden war, Dresden plötzlich verlassen; wahrscheinlich mochte das edle Paar Entdeckung seiner schändlichen Intrigue und gesetzliche Strafe gefürchtet, und es in dieser Lage für ersprießlich gehalten haben, sein Heil in der Flucht zu suchen.

Um dieselbe Zeit erhielt der Prinz Briefe aus Marathonisi von seinem fürstlichen Vater; der edle Bey schrieb:

„Eile, mein theurer Erstgeborener! Angesichts dieses Deine Rückreise nach dem Vaterlande endlich möglichst zu beschleunigen; große Dinge sind im Werke, und bevor vielleicht noch ein Jahr verstreicht, bricht das Licht der neuen bedeutenden Zeit herein, Du weißt, welche ich meine.

Zum erstenmale, seit dem Antritte meiner Regierung, hat sich über meinem Haupte eine Gewitterwolke gesammelt, doch ich hoffe den Sturm noch vor seinem Ausbruche zu beschwören. Es verbreitet sich nämlich unter dem Volke das Gerücht, meines Vorgängers, des edlen Kutuphari einzige Tochter sei keinesweges als Kind ermordet, sondern im fernen Auslande erzogen worden, und bald werde sie zurückkehren, ihre Rechte auf Mainas Thron geltend zu machen.

Du weißt, mein Sohn! mit welchem Enthusiasmus unsere kleine Nation dem Kutupharischen Blute stets anhing, und Du wirst daher leicht begreifen, daß das lächerliche Mährchen beim großen leichtgläubigen Haufen, der gerade Abentheuerliches gern glaubt, schnellen Eingang fand; nicht mehr wie sonst ist das Zujauchzen allgemein, wenn ich mich öffentlich zeige,

so leicht vergißt der Pöbel allerwärts die wichtigsten Dienste, welche man ihm erwies, wenn eine neue Sonne zu strahlen verspricht.

Ich achte die Gesetze unseres Landes, so wie den edlen Stamm der Kutupharis, ich bin kein ehrsüchtiger Eroberer, und strebte stets nur nach dem wahren Besten des Vaterlandes. Sollte Theodora wirklich leben, könnte die Legitimität ihrer Person klar erwiesen werden, so möchte es fern von mir bleiben, der Prinzessin ältere und angeborene Rechte zu verkümmern, lächelnd würde ich ihr den Thron überlassen; ein nicht gemeines Selbstbewußtsein und die hohe Achtung aller ächten Patrioten würden die Sarvathys zurück begleiten in den Stand des bescheidenen Bürgerstandes, und ich hoffe, mein Erstgeborener theilt in dieser Hinsicht Gefühle, die seines Vaters würdig und wahrhaft königlich sind, denn Hoheit kann

so wenig angeboren werden, als sie in den Hermelin bloß gekleidet sich darstellt. Uebrigens ist es nicht möglich, kein Kutupharisches Blut wallt mehr hienieden, und das Volksgerücht verdankt sein Entstehen wohl bloß nur der Bosheit jener steten Feinde unseres Hauses, welche ich zu enthüllen und zu bestrafen wissen werde. Indeß hoffe ich, mein theurer Tertullian! Du dürftest einsehen, wie sehr ich bei solcher Lage der Dinge Deine Anwesenheit in meiner Residenzstadt wünschen muß. In der Anlage erhältst Du Wechsel u. s. w."

Ein triumphirendes Lächeln umschwebte des Prinzen Mund, nachdem er gelesen, und er eilte mit dem Blatte zur Stelle nach dem wohlbekannten Häuslein auf der Friedrichsstadt hin.

Der wackere junge Hellene fand die alte Tschinganehsin sehr krank und

schwach auf ihrem Lager, und voll Theilnahme die edle Theodore um die Pflegemutter beschäftigt.

Nachdem der Prinz seine Theilnahme über der ehrlichen Tull-Oeta Unpäßlichkeit geoffenbart hatte, las er den Brief aus der Heimath den Frauen vor. Aufmerksam hörte sowohl die Zigeunerin als auch die Prinzessin zu, Tertullian aber rief, nachdem er geendet, lebhaft fragend aus:

„Nun, hatte ich wohl Ursache, für den Hochsinn und die Gerechtigkeitsliebe meines edlen Vaters einzustehen? — gleicht seine Erklärung, in Betreff der Ansprüche dieser edlen Prinzessin auf Mainas Thron, nicht beinahe wörtlich meiner eigenen.“

Nach einer langen Pause sprach Tull-Oeta mit Würde: „In der That, Sarvathy! solche Gesinnungen sind einer Krone werth, unbedingt darf ich Euch ver-

trauen, darum wisset, auch mir wurden Briefe aus der Heimath, leset!"

Die Tschinganehsin hatte während dieser Worte ein Blatt unterm Kopfpolster hervorgezogen, welches sie nun dem Prinzen überreichte.

Der Brief war von dem Haupt der Verschworenen und einem der vornehmsten Anhänger des Kutupharischen Hauses; der Mann schrieb: „Es sind Ereignisse im Werden, welche überhaupt keinen braven Griechen gleichgültig lassen können; auf Maina ist nun unter dem Volke die Nachricht ausgestreut, daß Zanetachis Tochter lebe, das dunkle Gerücht allein war im Stande, die Nation mit einem Alles vergessenden Schwindel der Freude zu erfüllen; der günstige Augenblick ist gekommen, eilt Oeta! das Euch anvertraute edle Pfand nach dem Vaterlande zu geleiten u. s. w."

Wohlan, rief der Prinz zum andernmale und noch mit erhöhtem Feuer aus, so laßt uns nicht länger weilen, alle zusammen wollen wir den geliebten Küsten der Heimath zu eilen, und bald, hehre Theodora! grüße ich Sie als fürstliche Herrscherin an Ihres treuen Volkes Spitze.

Die sittige Jungfrau, welche der ganzen Scene zwar bisher schweigend aber mit unverkennbarer Theilnahme beigewohnt hatte, nahm jetzt ungemein gerührt folgendermaßen das Wort:

„O überlassen Sie mich, das in Niedrigkeit erzogene Mägdlein, meiner bisherigen Einsamkeit; wie dürfte die einfache leipziger Jungemagd es wagen, dem hochsinnigen Volke der Mainoten einen Fürsten, wie Sarvathy, und einen Prinzen, wie Tertullian, ersetzen zu wollen. Stehen mir in der That Rechte auf

jenen Thron zu, gern trete ich dieselben an Sie, mein Prinz! ab; verfolgen Sie Ihres edlen Vaters Fußstapfen, machen Sie unser freisinniges Volk glücklich und werden Sie es selbst." — Thränen entquollen bei diesen Worten den schönen blauen Augen der hochsinnigen reizenden Jungfrau, und mit ungemeiner Anmuth reichte sie dem Hellenen das runde Händchen.

Ein seltner Muth erfüllte Tertullian in diesem Augenblicke, er sprach, indem sein Blick zärtlich auf Theodoren gerichtet blieb: „Prinzessin! ich bin auch keinesweges so uneigennützig wie der Bey, mein Vater, ich bin kühn genug, zu hoffen, Ihre Großmuth dürfte eine Krone, die Ihnen nur allein gebührt, mit einem edlen Mainoten theilen, der Sie anbetet und für den, ohne Ihren Besitz, die Welt sammt allen Herrlichkeiten nicht den geringsten Werth haben würde."

Hocherröthend senkte die Jungfrau die langen seidenen Augenwimpern, die Tschingahehsin aber sprach sehr ernst:

„Prinzessin! keineswegs kommt es Euch zu, einen Thron zu verschenken, auf den Euch die Vorsicht berufen, und es bleiben heilige Pflichten, welche Ihr zu erfüllen habt." Zu dem Prinzen sich wendend ließ sich dagegen Oeta also vernehmen: „Sarvathy! Ihr werdet selbst einsehen, daß diese Angelegenheiten von höchster Bedeutung sind und ich kann mich daher unmöglich auf der Stelle entscheiden, erst muß ich mit mir selbst und mit den Sternen zu Rathe gehen; doch fragt nach verflossenen drei Tagen um dieselbe Stunde wieder an und wahrscheinlich wird dann mein Entschluß fest stehen."

Tertullian hub an, sich emsig mit den Vorbereitungen zu seiner Reise zu beschäftigen, doch wurde ihm die von der Zigeu-

nerin gesetzte Frist ungemein lang und sein Herz pochte ungeduldig im Busen, als er am vierten Tage nach dem Häuslein in der Friedrichsstadt eilte.

Es fand der Prinz die Tschinganehsin heute viel kränker und schwächer, als vor drei Tagen, und es war dieses eine Bemerkung, die ihn mit großer Unruhe erfüllte.

Tull-Oeta winkte den Prinzen und Theodoren an ihr Lager und redete dieselben mit schwacher Stimme folgendermaßen an:

„Kinder! Ihr seht, wie elend ich mich befinde; es haben mich, wie ich vorher ahnete, die Götter dafür bestraft, daß ich ihre Rache leichtsinnig und leidenschaftlich gegen das Haus der Sarvathys anrief, ein Fluch, den ich nachher wieder zu zernichten mich gezwungen sah; ich fürchte von diesem Lager nicht wieder zu erstehen und eine Reise, zumal eine so weite zu unternehmen, ist bei meinem gegenwärtigen Zustande

ein Ding der Unmöglichkeit; indeß — fuhr die Tschinganehsin fort — ist es durchaus nöthig, Ihr beide müßt unverzüglich nach dem Vaterlande eilen, ich habe Alles genau überlegt, und es bleibt nur übrig, daß ich Euch, Sarvathy! überlasse, Eure Fürstin nach dem Vaterlande zu begleiten."

Unser Pärchen offenbarte bei diesem Antrage große Ueberraschung. Aus des Prinzen dunkeln Augen leuchtete hohe Freude, er schwur, die Prinzessin mehr als sein eigen Leben wahrzunehmen, Theodore dagegen erröthete, schlug die Aeuglein nieder und wagte endlich Einwendungen. Es weigerte sich die edle Jungfrau, die sehr kranke Pflegemutter in Hülflosigkeit zurück zu lassen, und leise deutete das zartfühlende Mägdlein auch auf die Unschicklichkeit hin, eine so große Reise ganz allein in Gesellschaft eines jungen Mannes zu unternehmen. Tull-Oeta aber entschied;

„Prinzessin! ich bin befugt, von Euch Gehorsam in dieser Sache zu erwarten und ausdrücklich zu verlangen, denn ich handle nicht aus mir, sondern auf höhere Eingebung, und Eure Einsprüche muß ich daher gänzlich unbeachtet lassen; mit Euch aber, Sarvathy! bleibt mir in geheim noch Vieles zu verhandeln übrig."

In holder Verwirrung verließ Theodore das Gemach, und die kranke Tschinganehsin wandte sich nun folgendermaßen sprechend an den Prinzen:

„Sarvathy! Ihr werdet einsehen, welch' großes Vertrauen ich in Eure Person setze. Wenn ich mich nicht für fest überzeugt hielte, daß Ihr unfähig wäret, im Geringsten mein Zutrauen zu mißbrauchen, so würde selbst keine Macht des Himmels im Stande sein, mich zu bewegen, den köstlichsten aller Schätze Eurer Obhut zu überlassen; nichts destoweniger aber muß ich

von Euch verlangen, daß Ihr bei dem Allmächtigen und im Namen der Panagia beschwöret, die Prinzessin während der Reise mit der zarten Achtung eines Bruders, oder vielmehr in schuldiger Unterwerfung eines Vasallen behandeln und, im Vaterlande angelangt, ihre Rechte mit Leben und Blut vertheidigen zu wollen."

Sogleich war Tertullian bereit, Detas Verlangen zu erfüllen, und er leistete mit einer Art Begeisterung den erheischten Schwur, worauf ihm die Zigeunerin jene Originaldokumente auslieferte, aus welchen der Prinzessin Legitimität klar hervorging.

Mit erneuter Rastlosigkeit beendete der Prinz nun die zur weiten Reise nothwendigen Vorbereitungen und endlich erschien der zur Abreise selbst festgesetzte Tag. Man hatte es für zweckmäßig gehalten, die Prinzessin in männliche Kleidung zu hüllen und

voll liebreizender verschämter Verwirrung trat Theodore in dem ungewohnten Kostüm dem Begleiter entgegen, in einem Kostüm, welches die anmuthigen Formen der Jungfrau noch um so reizender hervortreten ließ. Tull-Deta, deren Krankheit eher zu als abgenommen hatte, ertheilte dem Pärchen ihren Segen, und alle drei waren bei diesem feierlichen Akte ungemein gerührt; häufig flossen Theodorens Thränen.

Jetzt saß der Prinz neben der Jungfrau seiner Seele im bequemen Reisewagen, und wie wonniglich ihm dabei zu Muthe wurde, können nur liebende Jünglinge ganz fassen, die des Zufalls günstigste Laune einst mit Treuliebchen in ähnliche Lagen versetzte. Treu hielt Tertullian sein Wort; eine ungemein sittige und zarte Aufmerksamkeit leitete sein Betragen gegen die Prinzessin, welche hinwiederum dem edlen Hellenen unbefangenes Vertrauen einer Schwester weihete.

Von seiner Liebe wagte Sarvathy in dieser Lage nicht mit der Jungfrau zu sprechen, allein beredter als der Mund waren seine Augen, und diese, Liebenden so wohl verständliche Sprache drang zu Theodorens Herzen. Unwillkührlich ertheilte sie dem Prinzen tausend Beweise ihres Wohlwollens, wie überhaupt das ganze Verhältniß häufig interessante Momente herbeiführte, über welche wir aber flüchtig hinwegschlüpfen müssen, indem sich die Geschichte ihrem thatenreichsten Theile nähert.

Glücklich erreichte unser Pärchen Triest. Angenehm wurde der Prinz überrascht, als er im Hafen eine griechische Felucke vor Anker liegen fand, welche Fürst Basilius gesendet hatte, den fürstlichen Sohn zu erwarten. Der mainotische Schiffskapitain versicherte, daß die Winde günstig wären, und Tertullian befahl daher schon nach zwei Tagen die Anker zu lichten.

Als der Prinz im Begriffe stand, aus dem Hafen in die Stadt zurückzukehren, um Theodoren von der gemachten angenehmen Entdeckung zu benachrichtigen, gewahrte er einen riesigen jungen Mann, der am Ufer des Meeres, in einen weiten Reisemantel gehüllt, auf einem Felsblocke saß und sinnend in die See hinaus starrte; aber wie freudig erstaunte der Hellene, als er, den Fremden genauer fixirend, in demselben jenen räthselhaften tapfern Deutschen erkannte, der ihm einst in jenem Vorpostengefechte am 27. August 1813 unfern des großen Gartens bei Dresden das Leben gerettet hatte.

Rasch schritt Tertullian auf den Fremden los, und indem er sanft dessen Schulter berührte, rief er aus: „Seid mir gegrüßt, edler deutscher Ritter! ich preise das Schicksal, welches mir so zufällig Gelegenheit schenkt, Euch, dem ich

mein Leben danke, noch einmal in diesem Leben zu begegnen."

Ruhig wandte sich der Krieger gegen Sarvathy, und auch denselben sogleich wieder erkennend, erwiederte er lächelnd: „Aha, du bist jener griechische Fürstensohn, der sich im Elbthale so wacker herumschlug mit den fränkischen Söldlingen; nun, gefällt es dir nicht mehr in fremden Landen? willst du nach deinem klassischen Boden zurückkehren?" —

So ist es, edler Ritter! antwortete der Prinz, aber, wenn ich es wagen darf zu fragen, wornach denn luget Ihr so sehnsüchtig hinaus ins weite Meer?

Etwas bitter lächelnd versetzte der Offizier: „Will dir's nur sagen, junger Freund! möchte gern das Land der wahren Freiheit erspähen; mag es mir doch auch nicht mehr recht gefallen im eigenen Vaterlande, wurde dort auch Manches nicht so, wie man erwartet hatte, und die Hoffnungen, für

welche manch' edler Kämpe sein Blut verspritzte, zerflossen in leeren Dunst; doch was rede ich dir, dem Fremdling, von Dingen, welche dich nicht berühren. Weißt du, braves junges Blut! mir nicht ein Land zu nennen, in dem es für Freiheit zu fechten giebt, es will mein gutes Schwert sich nimmer ruhig in seiner Scheide halten?"

Zieht mit mir, rief hier lebhaft der Grieche aus, zieht mit mir, edler Herr! in's Land der Hellenen, dort wird bald ein Kampf, wie Ihr ihn sucht, beginnen, ich gebe darauf mein Wort, und solche wackere Streiter, wie Ihr seid, thun uns Noth.

„Topp, sprach der Deutsche, indem er dem Prinzen die Hand reichte, ich will es versuchen, ob es auf diesem trägen Planeten noch ein Völklein giebt, welches die Freiheit zu verfechten und zu behaupten versteht."

Noch Manches redeten die rüstigen jungen Helden hin und her, bis endlich Ter-

tullian bescheiden fragte: „Sagt mir nur, edler Herr! was meintet Ihr denn eigentlich einst dort auf dem Schlachtfelde mit dem Bärenblute und den drei rothen Strichen auf dem Schilde Eures Ahn'? — oft dachte ich schon den seltsamen Worten nach."

Hm, sprach der Deutsche, will dir das Räthsel wohl lösen, Griechensohn! hiermit schlug der hohe Ritter den Mantel auseinander, und sprach ohne deklamatorischen Pathos, aber mit ernster Würde Folgendes:

Der Ritterschlag.

Ist Adel der Seele dem Adel verwandt, —
War edel die That, warum er entstand,
Dann möge der Enkel, in stolzem Gefühl,
Sich höher wohl dünken, erringen das Ziel,
Das hohe der Ahnen; —
In männlicher Kraft
Die Wege sich bahnen;
Denn was er erschafft,
Es muß den Stempel des Edlen tragen,
Muß Hohes sagen.

Drum ehret, Ihr Fürsten! das alte Geschlecht,
Ein alter Juwel ist selten nicht ächt;
Den adligen Thaten
Sei adliger Stand,
Dann blühet das Land,
Dann reifen die Saaten.
So höret ein Beispiel aus alter Zeit,
Wie Adel entstand; denn freilich heut
Giebts Adelfabriken, doch stempeln sie schlecht,
Drum hält er nicht recht.

* * *

Das Horn erschallt
Durch Flur und Wald —
Und muthig auf flüchtigem Schimmel
Setzt Karl der Große, von Jagdlust entbrannt,
Die Lanze zur Hand,
Umgeben von frohem Getümmel,
Hinaus in des Forstes verwachs'nes Revier —
Und siehe, schon hier
Bestürmet die Meute in wildem Gebell
An sumpfiger Stell'
Des Bären sicheres Lager.
Und wüthend richtet, von Donner geschreckt,
Das Thier sich auf — doch froh entdeckt
Der Kaiser die Blöße und springt nicht faul,
Vom bäumenden Gaul —
Und hurtig — die Lanze in kräftiger Hand,
Tritt rüstig, von Hitze zum Kampf übermannt,

Er muthig, verwegen
Dem Bären entgegen;
Doch dieser entweicht dem sichern Stoß,
Stürzt auf ihn los —
Und rings erschallts von Ohren zu Ohren:
„Zu Hülfe dem Kaiser, sonst ist er verloren —"
Und schwächer schon kämpfet die sinkende Kraft,
Doch zagend gafft — die Schaar der zitternden
Schranzen.
Da höret in weiter Fern' das Geschrei
Ein Knappe; — er eilet herbei,
Er sieht die Gefahr, er ziehet sein Schwert,
Sein Auge es blitzet, er achtet sich werth —
Dem Kaiser sein Leben zu opfern;
Und wüthend fällt er den Bären an.
Ha, braver Mann!
Bestehe, was kühn du begonnen,
Hoch spritze das Blut des Bären vom Stoß
Des braven Knappen — schon giebt er ihn los
Den Kaiser, da schwindet allmählig die Kraft
Des wackern Kämpen, doch siehe, er rafft
Sich wieder empor — zückt muthig den Stahl
Zum Letztenmal,
Und röchelnd sinket von Wunden schwer
Getroffen dem Kaiser zu Füßen der Bär.
Da naht sich allmählig der Höflinge Schaar —
Sie zittern nicht mehr der grausen Gefahr,
Sie jauchzen und jubeln und schreien sich heiser:
„Hoch lebe der große, der tapfere Kaiser!"

Doch Stille winket der fürstliche Sohn —
Nicht mir den Lohn!
So spricht er und tauchet die mächtige Hand
In's Bärenblut.
„Ein höh'rer Stand
Belohne den Muth —"
Denkt er — und zeichnet dem Schilde des Knappen
Drei rothe Striche zum bleibenden
Wappen —
Und ziehet sein kaiserlich heiliges Schwert;
„Du bist es werth —
Spricht er — den Adel zu mehren,
Beschütze den Thron,
Mein adliger Sohn!
Halt Gott und dein Wappen in Ehren —"
Und siehe, es prangt dies alte Geschlecht,
So wacker und ächt,
Wie damals, noch heute im sächsischen Land,
Hoch achtbar — als Freiherr'n von
Maltitz bekannt;
Noch zeiget ihr Wappen zur heutigen Stunde,
Die rothen drei Striche auf silber-
nem Grunde.

Mit großem Interesse hatte Tertullian die Mähr angehört, und nachdem der Freiherr geendigt hatte, rief der Hellene aus: „In der That, wackerer Ritter! Ihr

seid es werth, ein Sohn jenes rüstigen Bärenbezwingers zu heißen, denn ich sah es, wie Ihr ganz allein fünf geharnischte, wohl bewaffnete fränkische Krieger anfielet und niederwarfet, und das will traun! mehr noch sagen, als so eine zottige wilde Bestie zu durchboren, und nicht ein Kaiser, nein, ein Euch fremder schwer bedrängter Jüngling war es nur, für den Ihr eine so kühne Waffenthat wagtet, aber das eben steigert der Handlung Werth; darum, edler deutscher Mann! bitte ich Euch, schließt mit dem Hellenen einen Freundschafts- und Bruderbund, treu wollen wir aushalten und einander unterstützen in Freud' und Leid."

So soll es sein und geschehen, so wahr Gott unsern Seelen gnädig ist! rief der kühne Maltitz, und es lagen sich die beiden Kämpen in den Armen.

Am dritten Tage ging unser Kleeblatt an Bord der griechischen Felucke, die Anker

wurden gelichtet, der ungünstigen Jaherszeit zum Trotz blies ein frischer Wind aus Süd, und einem leichten Balle gleich tanzte das Schiff der Hellenen auf dem großen, glatten Meeresspiegel dahin.

Aufmerksam und finster beobachtete unser deutscher Ritter ein paar Tage Theodoren und die zärtliche Aufmerksamkeit, mit der Tertullian sich stets um sie beschäftigt zeigte; endlich nahm er den Prinzen bei Seite, sprechend: „Höre, Hellene! habe dich für einen gar reinen und züchtiglichen Jüngling gehalten, aber was soll ich davon denken, daß du mit einer Dirne dich schleppst? denn — leugne nur nicht — eine solche ist das feine Bürschchen, mit dem du stets so viel Wesens machst.“

Jetzt erst glaubte Sarvathy dem gediegenen ritterlichen Freunde die Geschichte des reizenden leipziger Jungemägdleins nicht länger vorenthalten zu dürfen.

Der edle Maltiz lauschte mit immer gesteigerter Spannung, und nachdem der Prinz seinen Vortrag geendet hatte, nahm jener das Barett vom Haupte, indem er andächtig sprach:

„Gottes Finger waltete hier offenbar; die fromme Prinzessin ist des Himmels Tochter, und unter seinem Schutze wird sie dereinst noch glänzen ein lichter Stern auf dem Throne der Väter.“

Von nun an behandelte der Freiherr unsere anmuthige Theodore, welche er bisher nur etwas zweifelhaft betrachtet hatte, ganz mit jener feierlichen Ehrfurcht, die er ihrem Stande schuldig zu sein glaubte; er ging in diesem Stücke beinahe weiter, als es eigentlich die bestehenden Verhältnisse erheischten, und des Ritters diesfalsiges Benehmen hätte dem Menschenkenner einen bedeutenden Zug seines Charakters und seiner ursprünglichen Denkweise zu enthüllen vermocht.

Ungemein leicht segelte übrigens die Felucke, kein Unfall unterbrach die Reise, rasch durchschnitt man das Mittellän=

dische Meer und, Maina gegenüber, im Busen von Kolokythia ging man endlich vor Anker.

Schon hatte ein Boot unser Kleeblatt an's Land gesetzt; wie verzückt, wie in andern Sphären schwebend stand lange die anmuthige Jungfrau, plötzlich aber fiel Theodora auf die Knie, sanft weinend und voll frommer Andacht die Hände faltend rief sie nach einer langen feierlichen Pause aus:

„Nein, nicht zum erstenmale sehe ich diese majestätischen Berge; mir ist, als ob ich so eben aus einem tiefen Schlummer erwachte, allein klar steht es vor meiner Seele, daß ich schon als zartes Kindlein in diesen Thälern Blumen pflückte; sei mir gegrüßt, gute, liebe mütterliche Erde." Und mit diesen Worten berührte der Jungfrau rosichte Lippe die Erde, ihre runden Arme breiteten sich aus und auch Tertullian warf sich neben Theodoren nieder, den geliebten Boden der Heimath zu umfahen; die Wangen der Liebenden berühr-

ken sich zufällig, ihre Thränen flossen zusammen.

In seinen Mantel gehüllt, mit unterschlagenen Armen lehnte die große, stattliche Gestalt des deutschen Freiherrn unter einem Olivenbaume am Ufer. Tief bewegt blickte **Maltitz** nach der rührenden Gruppe hin, und nachdem man nur mehr des Paares leises Schluchzen vernahm, rief er aus:

„Fürwahr, der glutvolle italische Sänger **Alfieri** hat Recht:

— Es ist kein leerer Schall
Der Name Vaterland, der edle Herzen
Wärmt und entzündet, wie ein himmlisch Feuer.
Umsonst sucht der Tyrann so hohe Liebe
Des Frevels anzuklagen; die Natur
Verwirft den falschen Spruch und nennt sie —
Tugend!"

(Ende des ersten Bandes.)

Staatliche Bibliothek Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schaden, Adolph <<von>>,

Theodora, die Leipziger Jungemagd ein historisch-romantisches Originalgemä
lde hellenischen Hochsinnes ...

Bd.: 1

Leipzig 1822

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.1176(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11413913-7